Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 1 — **Leipzig, den 1. Januar** — **1892**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Neujahr — Nach fünf Jahren — Das Gemeindeprinzip und die Predigt: 1. Das Problem — Rede Robertsons über eine frühere Schlußstunde der Geschäfte — Bayreuth und die Religion des Grals: 1. Bayreuth und die Wagnersche Kunst. — Ragni. Roman von Björnstjerne Björnson — Verschiedenes: Aus Steyr in Oberösterreich; Verurteilung; Kapitalistische Gemütsroheit; Das Vorwärts über die Lichtstrahlen; Rembrandt als Erzieher; Zu unsern Preßzuständen — Zur Beachtung — Anzeigen

Neujahrsgedanken

Ihre Werke folgen ihnen nach. Offb. Joh. 14, 13.

Dies Wort als Neujahrsgruß? Gehörts nicht dem Totensonntag? Hebts uns nicht hinaus über alle Zeit? Es läßt uns einen Blick thun in die Ewigkeit: wir sehen die Vollendeten vor Gottes Angesicht stehen, und hinter jedem treten aus dem dunklen Schoße der Vergangenheit empor wie ungerufene Zeugen seine Thaten. Wie Jubelgesang klingt es da: „sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ Aber dies Wort gilt nicht bloß für die Ewigkeit, es redet von einer Ewigkeit, die schon in dieser Zeitlichkeit waltet, und ernst klingt es an der Schwelle des neuen Jahres, denn es redet von unsrer Verantwortung, von der Macht unsrer Thaten, von unsrem kommenden Geschick.

„Ihre Werke folgen ihnen nach.“ Die Vergangenheit ist mit der Gegenwart und Zukunft unlöslich verbunden. Wir mögen die Zeit einteilen, zerteilen können wir sie nicht. Das Leben ist ein Ganzes. Alles Neue ist nur das Ausklingen, das Ausgestalten des Alten. Wir sprechen das aus mit unsrer Jahreszählung. 1892 schreiben wir heute. Damit bekennen wir ein großes geschichtliches Gesetz: der heutige Tag, das kommende Jahr mit seinen Erfolgen, seinem Elend, seinen Ruinen, seiner Herrlichkeit ruht auf dem Boden der Vergangenheit. Diese Jahreszahl ist nichts andres als ein andrer Ausdruck des Bibelwortes: „ihre Werke folgen ihnen nach.“ Wenn einst die Geschichtsforschung die Ereignisse dieses Jahres unter ihr prüfendes Auge rücken wird, da wird sie die geheimnisvollen Fäden bloßlegen, die von ihnen in die Vergangenheit zurückführen und mit ihr den Zusammenhang herstellen. Alle pragmatische Geschichtsschreibung ruht auf der Bibelwahrheit: „ihre Werke folgen ihnen nach.“

Was für die Gesamtheit gilt, ist doch erst abgeleitet vom Einzelleben.

Meine Werke folgen mir nach, das ist die ernste Wahrheit, die mich über die Jahresschwelle begleitet. Keine Macht der Welt löscht meine Vergangenheit aus oder unterbricht die fortwirkende Kraft dessen, was ich bisher gethan habe. Vieles, was mich im neuen Jahre treffen wird, ist vielleicht unmittelbar Gottes Schickung, vieles wird nichts andres sein als die Ernte meiner früheren Aussaat. Vielleicht folgen mir meine Thaten nicht mehr in der Erinnerung, aber sie folgen; sie folgen vielleicht in einer Gestalt, in der ich sie nicht wieder erkenne, und bestimmen mein Heute und Morgen.

Jenes Schriftwort personifizirt die Werke, macht sie zu selbständigen Wesen. Das ist auch jede menschliche That; sie ist wie ein dem Vater entwachsenes Kind, das seinen Willen hat. Sie führt ihr eignes Leben, sie wirkt, wie und wo sie will, sie geht scheinbar im Strudel des bunten Wechsels unter, aber sei überzeugt, sie kehrt zu dir zurück, sie folgt dir auf dem Fuße, und du hast keine Macht, sie abzuschütteln oder von dir zu weisen. Flieh, wohin du willst, sie folgt dir, ja sie verfolgt dich. Wie viel Kraft im Leben erschöpft sich im Kampfe gegen unsre eigne Vergangenheit, wie viel thun wir, um Gethanes ungethan zu machen. O gewaltige Macht, die Gott unsern Thaten verliehen hat! Möge er uns Geduld und Kraft geben, uns unter seine heilige Ordnung zu beugen, wenn unsre Werke uns nachfolgen; möge er uns Weisheit geben, daß nur gute Werke uns nachfolgen können!

„Ihre Werke folgen ihnen nach.“ Die ganze Wahrheit dieses Wortes besitzen wir erst, wenn wir es von unserm innern Menschen verstehen.

Ich habe irgendwo gelesen, daß unser Wille auf unsre Gesinnung so gut wie keinen Einfluß habe. Das leuchtete mir ein. Es mag sich jemand noch so abmühen, lieben zu wollen, der Wille bleibt ohnmächtig. Aber das ist doch nur die halbe Wahrheit. Der Wille wirkt zwar nicht unmittelbar auf unsre Gesinnung, aber mittelbar durch unsre Thaten. Es ist doch ein Körnlein Wahrheit in dem Worte, das Luther verwirft: Gute Werke machen einen guten Mann. Uebe erst einmal Liebe aus Pflicht, und du lernst dadurch lieben. Auf diesem Gedanken ruht doch auch, was Jesus Mark. 9, 39 sagt: Es ist niemand, der eine That thue in meinem Namen und möge bald übel von mir reden. Gehorsam ist die Schule der Gesinnung.

So folgen uns unsre Werke nach. Wir sind immer, was wir bis dahin gethan haben. Jede gute That macht uns besser, jede schlechte schlechter. Das ist das allgemeine Gesetz. Aber es ist nicht unumstößlich. Es giebt eine Macht, die läßt wohl den ersten Satz stehen, aber den zweiten hebt sie aus den Angeln. Sie tritt der schlechten That in den Weg und zwingt sie zwar nicht, von ihrem „Nachfolgen“ abzustehen, aber sich zum Segen zu wandeln. Das ist die Gnade Gottes in Christo.

Unsre Werke folgen uns nach. Auch seine Verirrung kann der Christ nie vergessen. Paulus muß seine fanatische Feindschaft gegen die Christen stets frisch im Gedächtnis getragen haben, sonst hätte er nicht so oft und so ernst davon geschrieben. Aber was ihm zum Schaden geworden wäre ohne Christus, wurde ihm mit Christus zum Gewinn. Selbst unsre Sünde wandelt die Gnade zum Segen: sie liest Trauben von den Dornen. Meine Verirrung, die mich von Gott weggedrängt, meine Gesinnung vergiftet hatte, wird durch die Gnade Gottes zu einer Brücke zu Gottes Herzen und zur Heiligung meines Sinnes. O wunderbare Macht der Gnade!

Zögen uns nur unsre Werke nach, wir müßten zittern vor dem neuen Jahre; aber es zieht die Gnade mit uns und wandelt alles in Segen. Darum getrost! unsre Werke, in ihnen Gottes Gnade, folgen uns nach! P D

Nach fünf Jahren

Ein fünfjähriges Gedächtnis feiert man nicht; aber zu ernsten Gedanken darf es einem wohl Anlaß geben.

Als vor fünf Jahren die Christliche Welt auf den Plan trat, war im kirchlichen Leben bewegte Zeit. Der Evangelische Bund rief das protestantische Deutschland zur Sammlung, die

Hammersteinsche Bewegung hatte ihre erste Flutzeit: ihr zur Trägerin gründete gleichzeitig mit der Christlichen Welt Stöcker die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung.

Wir hatten keine solchen kirchenpolitischen Ziele, die wir das damalige „Evangelisch-lutherische Gemeindeblatt für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirche“ planten und wagten. Es war uns weiter nichts klar, als daß wir etwas thun sollten, um unsern Gebildeten Sinn und Verständnis für alles Kirchliche und Christliche zu stärken: um sie wollten wir mit diesen Blättern werben. Sehen wir auf den äußern Erfolg bis heute, so ist er ja nicht schlecht; angesichts der Abneigung in jenen Kreisen gegen Gedrucktes kirchlich-religiösen Inhalts sind ja 3800 Besteller immerhin eine stattliche Schar: aber darunter mögen etwa die Hälfte Theologen sein, und gegen die Zahl der zu Gewinnenden ist die der Gewonnenen eine verschwindende.

Vielleicht haben wirs nicht richtig angefangen? An Tadlern hat es uns nie gefehlt. Sehe ich recht, so waren zwei Anklagen obenauf.

Die einen stempelten uns schnell als „Organ der Ritschlschen Schule.“ Nun ja, der Herausgeber verdankt mit vielen Ritschl — nicht sein Christentum, aber — die Freudigkeit, inmitten dieser modernen Welt den Dienst der Kirche und des Evangeliums als Lebensberuf zu treiben. Indem aber Ritschl uns so ausschließlich wie kein zweiter Theologe der Zeit auf Luther und Christus hinwies, hat er uns Quellen der Kraft gezeigt, die noch fließen, auch wo seine Schulweisheit versagt, hat uns an Meister gewiesen, die uns auch von seiner Meisterschaft freimachen. Ich habe es nie begriffen, wenn hier und da unter der jüngern Theologenwelt die Ansätze einer neuen Orthodoxie Ritschlscher Tradition an den Tag kamen. Die Christliche Welt hat sich an dieser Verirrung nicht beteiligt. Der Herausgeber ist nie an irgend ein Komitee irgendwie gebunden gewesen, also auch nicht an ein solches von Ritschlianern. Männer, die durch Ritschls Schule gegangen sind, haben gern und eifrig mitgearbeitet: aber ohne diese ist ein Blatt wie das unsrige heutzutage überhaupt nicht zu machen. Niemand ist abgewiesen worden, weil er nicht von der Schule war, im Gegenteil. Ich erinnere daran, daß die meisten Artikel über religiöse Fragen im ersten Jahrgang von einem Manne kamen, der durchaus abgeneigt war, sich auf Ritschlschen Boden zu stellen, von dem Verfasser der Schrift „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit“. Ich habe mir am Anfang und wiederholt Mühe gegeben, Theologen und Kirchenmänner auch andrer Richtung zu gemeinsamer Arbeit an unserm Werk zu gewinnen; aber der Gedanke solchen gemeinsamen Arbeitens ist zumeist unverstanden geblieben, und insbesondre bei den Ueberlieferungstreuen ist mir eine große Unlust begegnet, an dem so eröffneten friedlichen Wettkampfe teilzunehmen: es schien offenbar leichter oder wichtiger, in den Spalten der Parteikirchenzeitung oder auf Parteikonferenzen dem eignen Standpunkte immer wieder einen ausschließenden Ausdruck zu geben, als ihn hier vor der Gemeinde an dem Einen Ziele mit zu erproben, wer am besten imstande sei, die Suchenden unter den Gebildeten dem Evangelium näher zu bringen.

Nach allen solchen Erfahrungen erkläre ich heute öffentlich was ich privatim oft ausgesprochen habe: die Christliche Welt ist nicht Eigentum einer bestimmten Theologenschule, sondern jeder ist als Mitarbeiter willkommen, der mit uns der Meinung ist, daß heutzutage die Gebildeten in erster Linie mit die Armen sind, denen das Evangelium gepredigt werden muß, und der hierfür sein Bestes thun will. Im Dienste dieser Aufgabe wird unter Umständen eine Darstellung der Theologie Franks oder Pfleiderers ebenso am Platze sein, wie eine Darstellung der Theologie Ritschls, vorausgesetzt, daß sie wirklich nichts andres will, als den positiven Ertrag der Lebensarbeit dieser Dogmatiker den gebildeten Gemeindegliedern zugänglich machen, und das auch in angemessener Form leistet.

Die zweite Anklage durchkreuzt die erste. Dort beschuldigt man uns der einseitigen Richtung, hier der — Charakterlosigkeit.

Hier liegt eine Verwechslung vor. Man sollte sagen „Programmlosigkeit,“ so trifft man das Richtige. Es ist wahr, wir haben nie ein Programm gehabt, das auf alle die be-

sondern Zeit- und Streitfragen der kirchlichen Gegenwart und unsers öffentlichen Lebens sonst bestimmte Rede und Antwort gäbe und dem Herausgeber wie den Mitarbeitern das Urteil vorschriebe. Daher das viele Für und Wider in unsern Spalten. Daher Wandlungen in den kurzen fünf Jahren, die dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein werden. Aber indem wir auf unsrer Programmlosigkeit beharren und uns mit dem Halt einer gemeinsamen starken evangelischen Gesinnung begnügen, glauben wir gerade Charakter zu beweisen.

Ich will mich heute auf das Thema des kirchlichen Parteiwesens nicht einlassen; aber fragen möchte ich doch: worin der große Wert der heutigen Parteiprogramme für die Kirche, für das Reich Gottes besteht? welchen Segen die großen und kleinen Parteiblätter für die Gemeinde bedeuten? Die Parteien und Parteizeitungen leben von einander und für einander, der ewige Zwist (ich sage nicht Streit, den führen wir auch in unsern Spalten) ist ihnen Lebenselement. Man kann jeder Partei zugestehen, daß sie durch die Existenz der andern relativ notwendig und also existenzberechtigt sei — ein Uebel fordert das andre —: aber ist es nicht auch ein Standpunkt, statt diese Misere verlängern und verbreitern zu helfen, dem ganzen Parteiwesen ins Angesicht zu widerstehn?

Und so bleibt es bei unsrer Programmlosigkeit. Um so mehr, da in dieser gährenden und ringenden Zeit die ernstesten Fragen immer neu geboren werden, auf die eine schnelle, entschiedene Antwort zu geben der christlichen Gewissenhaftigkeit schwer, ja unmöglich ist.

Diese Fragen häufen sich so und nehmen eine so drohende Gestalt an, daß ich als Mitbegründer und Herausgeber dieses Blattes frei bekenne: heute hätte ich für meine Person den Mut nicht, die Hand ans Werk zu legen. Wir kannten doch damals die Untiefen nicht, an denen heute unser Blatt vorübergeführt werden will.

An drei Probleme erinnere ich, die im Laufe der hinter uns liegenden fünf Jahre lebendig oder doch erst recht brennend geworden sind.

1. Die soziale Frage ist in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten, und die Kirche hat endlich auch bedacht, daß man mit Recht auch ihren Beitrag zur Lösung fordert. Aber da droht all dem Eifer, der sich nun entfalten will, in naher oder ferner Zukunft ein großes Entweder-Oder. Soll die Kirche sich für alle Fälle als „erhaltende Macht“ beweisen? Nach der alten bösen Formel „Thron und Altar!“? Oder hat sie nicht vielmehr die einfache Pflicht, unter allerlei Volk, auch unter der Sozialdemokratie, dem Evangelium eine Stätte zu bereiten, das Reich Gottes zu bauen, Seelen zu Christo zu führen, mögen sie dem Bestehenden in Staat und Kultur noch so feind sein? Nicht darum handelt sichs, als evangelische Kirche einen Pakt zu schließen mit dem Umsturz, um die evangelische Kirche auch für den Tag des Umsturzes sicher zu stellen, ähnlich wie zu Zeiten die römische Kirche sich mit der Demokratie verbündet hat; wir wissen genau, daß die heutige „evangelische Kirche“ steht und fällt mit dem heutigen Staat, dieser Altar mit diesem Thron: aber müssen wir nicht von Glaubens und Christi wegen den Idealismus haben, in unsern und andrer Herzen das Christentum zu hegen, mag alles um uns her stürzen und zerfallen? Müssen wir das nicht von den Dächern predigen? Welchen Anspruch hat denn die gegenwärtige Wirtschafts-, Gesellschafts- und, ich füge mit allem Bewußtsein hinzu, Staatsordnung, durch das Christentum, die Kirche, das geistliche Amt gestützt zu werden, bei der sittlichen Fäulnis, die ihr an allen Ecken und Enden anhaftet und nachgerade erschreckend zum Aufbruch kommt? In solchen Zeiten ist es schon für den einzelnen Pastor in seiner Gemeinde schwer, noch viel schwerer aber für eine christliche Zeitschrift, die rechte Parole auszugeben. Und ich kann nur sagen, daß, was mich anbetrifft, beide Stimmen in diesen Spalten ihr Recht und ihre Stätte haben sollen, die eine, die den Segen des geschichtlich Gewordenen preist, Treue und Vergebung, liebevolle Reform des Alten von innen heraus, Geduld und Buße fordert, und die andre, die uns sagt, daß das ewig neue Evangelium auch unter neuen Zuständen unentbehrlich und unveräußerlich bleibt, daß, wenn

Gott gewaltige Umwälzungen kommen läßt, wir erst recht auf dem Plan sein müssen, auch unter den veränderten Verhältnissen die göttliche Wahrheit zu verkünden, und daß es höchste evangelisch-soziale Weisheit ist, einen Christenglauben zu pflegen, der — mit Psalm 73, 25 — nach allen Reichen und „Kirchen" der Welt nichts fragt.

2. Auf kirchlichem Gebiete sind starke Strömungen vorhanden, die unsre evangelische Kirche in sich fester und leistungsfähiger machen wollen, sowohl durch Zusammenfassung ihrer zersplitterten Stücke, als durch Unabhängigmachung von staatlich-büreaukratischer Bevormundung. Sowohl im Evangelischen Bunde wie in der Hammersteinschen Bewegung hat diese Tendenz sich einen Ausdruck gegeben; viele und beste evangelische Christen sehnen sich nach einer einigen, starken evangelischen Verfassungskirche. Allem Anschein nach drängt auch die Entwicklung des Staats in der neuern Zeit auf Trennung der Kirche vom Staat hin. Aber auf der andern Seite sind die beiden doch so in einander verschlungen, und die Kirche verdankt dem nämlichen Staate, der sie hart in Fesseln hält, so viel Gutes, daß auch der entschiedene Protestant sich schwer entschließt, die Losung „Los vom Staate!" sich anzueignen. Vielmehr sind die einen erst recht auf eine neue Verbindung der Kirche mit dem Staat in einer Reichskirche aus; die andern wollen zwar die Abhängigkeit der Kirche von den Landtagen und Ministerien lockern, aber dafür sie um so fester an den Landesherrn als persönlichen Oberbischof ketten. Ist nun nicht diesen letzteren über gewissen Erfahrungen der jüngsten preußischen Generalsynode und über dem „Suprema lex regis voluntas" für ihre Freiheit und Selbständigkeit unter dem Landesbischof ein wenig bange geworden? Eine Stärkung des persönlichen Königsregiments in der Kirche kann doch ernstlich nur von kirchlichen Parteien begehrt werden, die da hoffen, daß der König nach ihrem Sinn und Willen regieren werde. Wer nun aber weder den Traum von einer unter dem freien Summepiskopus freien Kirche noch den Traum von einer über das ganze Reich sich ausstreckenden ihm gleich mächtigen Reichskirche teilen kann, wer überhaupt an dem „protestantischen Staate," den die Reformation geboren hatte, verzweifelt, — der steht vor dem Entweder-Oder: soll er sich hineinstürzen in die gleichwohl an sich nicht unevangelischen Verfassungskämpfe und etwa kühn das Panier „Trennung der Kirche vom Staat" aufwerfen, oder soll er den Zusammenbruch der heutigen kirchlichen Zustände ruhig erwartend sich um so fester auf den Grund des Glaubens stellen, daß die Kirche Gottes, die wahre Gemeinde, doch nicht untergehen kann, sondern in solchem Zusammenbruch erst recht triumphiren muß? — Wohin ich persönlich mich neige, brauche ich kaum zu sagen. Den letztern Gedanken spricht man nicht aus, wenn man ihn nicht hegt. Ich kenne nur eine wahrhaft praktische Verfassungsreform, für die es sich lohnt, die Kraft einzusetzen, das ist die Gemeindereform. Ich würde größere Hoffnungen auf den siegreichen Gang dieses Reformgedankens setzen, wenn die Kirchenbehörden nicht unendlich zäh und unlustig ihm gegenüberstünden, hunderterlei große und kleine Hemmnisse aber ohne sie kaum zu überwinden wären. Unablässig geht kostbare Zeit verloren, und immer wahrscheinlicher ist mir, daß alle fröhlichen Anfänge hier und dort, alle Hinwendung der öffentlichen Meinung zu dem Gedanken dem Verhängnis des Zu spät! erliegen werden. Und wieder scheint es mir der Weisheit Schluß, daß es gilt, vor allen Dingen den Idealismus des christlichen Glaubens zu pflegen, der sich auf nichts als auf den dritten Artikel stellt: Ich glaube Eine heilige christliche Kirche. Aber doch sollen daneben diese Blätter auch das andre bewähren, lebendiges Interesse und Verständnis für die kirchlichen Verfassungskämpfe der Zeit.

3. So sind wir auf beiden Wegen zuletzt zur religiösen Kernfrage gekommen. Der Glaube ist die Antwort der Christenheit auf das Evangelium, das der Herr ihr geschenkt hat. Aber was ist Glaube? Was ist Evangelium?

Ich gab einmal einem tüchtigen Theologen ein Buch zu lesen, das mir besonders wert war. Er lobte es sehr, tadelte aber dran, ihm sei nicht klar geworden, was der Verfasser unter Evangelium verstehe. Mir war das eine Ueberraschung und ein Schmerz; mir war nicht eingefallen, daß da jemand zweifeln und fragen könnte.

Gleichwohl thun es viele. Und möchten sie doch fragen; aber daß sie doch nicht eine gewisse stolze Genugthuung empfänden, wenn sie — ihrer Meinung nach — das Evangelium haben, und andre — ihrer Meinung nach — es nicht haben.

Unsre christliche Erkenntnis ist im Fluß. In den Gemeinden gährt es, nicht nur hier oder dort, sondern durch alle Schichten der Gemeinde. Keine Formel, kein Dogma, kein Bekenntnis, kein Ueberliefertes will mehr feststehn. Aber klar muß doch allen aufrichtigen Christen, den Vollkommnen und den Kindern (nach 1. Kor. 14, 20), aus aller Verwirrung und Auflösung hervorleuchten das reine lautere Evangelium, daß Gott durch Jesum Christum uns Sünder zu seinen Kindern berufen hat, d. i. zu heiligen, seligen Abbildern und Genossen seiner Liebe. Wie dieses Evangelium mit neuen Zungen gepredigt werde, ohne daß es von seinem Wert und Gehalt verliere, so daß es heute noch denselben Glauben wecke, auf den unsre Väter gelebt haben und gestorben sind, das ist und bleibt doch das größte, das christliche Grundproblem der Zeit. Wir können und wollen in der Christlichen Welt nicht zu denen gehören, die ihm, dem Vogel Strauß vergleichbar, nicht ins Auge schauen. Aber wir haben auch keine schnelle Lösung und letzte Antwort dafür, sondern wir sind solche, die mit darnach ringen. Wir thun es freudig auf Grund der Glaubenserfahrung, die in uns ist. Für Leser und Mitarbeiter, die das Problem nicht empfinden, taugt unser Blatt nicht. Wer aber die Aufgabe mit uns erkennt und, um an seinem Teil sie mit lösen zu helfen, demütig der Leitung des heiligen Geistes sich hingiebt, der ist in unserm Kreise willkommen, und wir wollen hören, was er zu sagen hat.

Und so mag unser Blatt weiter seinen Weg gehen. Mitfragende, -Suchende, -Ringende wollen wir sein, aber doch solche, die schon viel, die schon die rechte Richtung des Weges gefunden haben und vielleicht manchem Wegweiser sein können. Haben, als hätten wir nicht, fordert einmal der Apostel; das müssen die Boten des Evangeliums heut oft in besonderm Sinne: scheinbar nicht haben, und doch die Fülle haben.

R

Das Gemeindeprinzip und die Predigt

Uebersicht: 1. Das Problem; 2. Die Lösung; 3. Die Organisation

Die Christliche Welt hat mir gestattet, meine Ansichten über Gemeindeseelsorge in einigen ihrer Nummern darzulegen. Sie wünscht, daß die Lebensfragen der Kirche in ihr durch Rede und Gegenrede möchten erörtert werden. Das veranlaßt mich, hier eine der wichtigsten Fragen zur Sprache zu bringen, die bei der Erwägung über die Erneuerung unsers Gemeindelebens sich ergeben. Es ist die Frage: Welche Bedeutung gewinnt die Predigt, wenn es gelingt, eine Gemeindeseelsorge in das Leben zu rufen? Jetzt ruht das kirchliche Leben im wesentlichen auf der Predigt. Sie ist das Band, das die Gemeinde oder doch wenigstens einen Kreis von Anhängern eines Geistlichen noch zusammenhält. Wird sie durch die Verwirklichung des Gemeindegedankens anders, so gewinnt die Stellung und Bedeutung des geistlichen Amtes, überhaupt das ganze kirchliche Leben für jeden ersichtlich eine andre Gestalt. Lange habe ich gezögert, über diese entscheidende Frage meine Anschauungen darzulegen. Die Abfassung meiner Schrift über „die evangelische Gemeinde" nötigte mich, endlich sie auszusprechen. Sie werden befremden und Widerspruch hervorrufen. Eben deshalb möchte ich sie hier einmal noch in einer freieren Weise erörtern, als es im Zusammenhange meiner Schrift möglich war, in der andre Fragen in den Vordergrund treten mußten. Ich hoffe, dadurch einen Meinungsaustausch zu veranlassen. Lieb wäre es mir aber, wenn vor den etwaigen Entgegnungen, die ich wünsche, auch die in meiner soeben genannten Schrift gegebene Begründung eingesehen würde.*)

*) Die evangelische Gemeinde. Von E. Sulze, Pastor in Dresden-Neustadt. Gotha, Perthes. 284 S. 4,40 Mk. D H

1. Das Problem

Ich will einmal annehmen, wir hätten in Betreff der Seelsorge das Ziel erreicht, das wir erreichen müssen. Ich will annehmen, die Gemeindemitglieder wären dazu gebracht, daß sie in äußerer oder innerer Not unter der Leitung ihres Pastors gegenseitig einander Beistand leisteten. Die evangelische Kirche hätte damit das organisatorische Prinzip gefunden und verwirklicht, das die russische Kirche in der Staatsmacht, die römische in ihrer Hierarchie hat: die Bruderliebe bildete das Band, das ihre Mitglieder verknüpfte. Was werden sie dann in ihren gottesdienstlichen Versammlungen suchen? Doch zunächst offenbar Stärkung der Kraft, die sie alle Tage in ihrer gegenseitigen seelsorgerischen Arbeit zu bethätigen haben, Stärkung ihrer Liebe zu einander. Der Quell dieser Kraft ist in Gott. Das gemeinsame Gebet ist daher das Nächste und Wichtigste, wornach wir uns in der Kirche sehnen. Gemeinsames Gebet ist auch unser Gemeindegesang. Daß ihn die evangelische Kirche zu seiner vollen Bedeutung entfaltet hat, das giebt ihr eine Macht, der gegenüber alle Herrlichkeit des Meßopfers gar nicht in Betracht kommt. Im Gemeindegesange spricht unsre Kirche es aus, daß sie die Kirche des Gemeindeprinzips ist. So lange unser Gemeindegesang besteht, so lange wird unsre Kirche Gemeindekirche bleiben. Die brüderliche Liebe, die im Gebet ihren Quell in Gott sucht und findet, schließt nun in der Feier des heiligen Abendmahls ausdrücklich die Herzen unter einander zusammen. So sind außer der Taufe und der Konfirmation, von denen hier nicht zu reden ist, Seelsorge, Gebet und Abendmahlsfeier die unentbehrlichen Bethätigungen des Lebens einer Gemeinde, die in der christlichen, der Seelen sich erbarmenden Bruderliebe das Band ihres Zusammenhaltes hat.

Dies Idealbild führt zunächst auf den Gedanken, daß solch eine Gemeinde eines theologisch gebildeten Leiters, ja der Predigt gar nicht bedürfe. Sie mag unter denjenigen ihrer Mitglieder, die durch die Kraft ihres Glaubens und ihrer Liebe sich bewährt und ausgezeichnet haben, den einen oder den andern zu ihrem Leiter erwählen. Sie weiß dann, daß sie auf ihn, auf seine persönliche Tüchtigkeit, mindestens eben so gut sich verlassen kann, als auf einen Theologen, den sie nur durch eine Wahlpredigt kennen lernt. Dieser Mann kann, wenn die Gemeinde klein genug ist, ruhig seinen bürgerlichen Beruf weiter treiben. Er arbeitet in der Gemeinde und für sie umsonst. Sein Erfolg wird eben deshalb nur um so größer sein. Natürlich wird man einen gebildeten Mann wählen, etwa einen christlichen Juristen, Arzt oder Lehrer, der auch im freien Wort mit der Gemeinde beten und in einer ernsten Ansprache sie zurechtweisen kann, wenn in der Gemeinde selbst falsche Richtungen Macht gewinnen. Aus dem, was die Propheten, die vom Pflug oder von der Herde berufen wurden, und was ihre nichtstudirten Nachfolger in der urchristlichen Zeit geleistet haben, ist abzunehmen, daß es auf jeden Fall möglich ist, in dieser Weise Gemeinden zu bilden. Und in unsrer Zeit zwingen ja viele Berufsarten zur Aneignung einer Bildung, die auch formell die genügende Befähigung zur Leitung einer Gemeinde gewährt. Wenn in der angegebenen Weise unsre sozialdemotischen Verbände in Gemeinden der wahren seelsorgerischen Bruderliebe sich umwandelten, so würden wir alle darüber hoch erfreut sein und ohne Zweifel einen Fortschritt darin sehen, den wir der Gnade Gottes zu danken hätten. Und vielleicht würde eine solche Gemeindebildung sogar zwei Erscheinungen beseitigen, die an unsrer Predigtweise (mit Recht oder mit Unrecht) schmerzlich empfunden werden. Gerade gewissenhafte Prediger fühlen oft sich gezwungen, jeden Sonntag die Gemeinde zu ermahnen. Jene Laienoberhäupter würden nur ermahnen, wenn eine besondre Veranlassung dazu nötigte, also wenn besondre Verirrungen in der Gemeinde zu Tage getreten wären, oder wenn etwa der Bußtag, die Vorbereitung auf das heilige Abendmahl oder andre Umstände dazu nötigten. Solche wohl begründete, seltene Ermahnungen, und zwar aus Laienmunde, würden ganz besonders wirksam sein. Jetzt sagt man: Das Tadeln und Unzufriedensein gehört nun einmal zu jeder Predigt. Man nimmt es nicht in genügender Weise sich zu Herzen, findet auch wohl gerade deshalb die Predigten ermüdend und bleibt von ihnen fern. Der andre Mißstand, den man an unsrer jetzigen Predigtweise findet, und der durch die von uns beschriebene Gestaltung des Gemeindelebens aufhören würde, ist das Eingehen auf seelsorgerische Einzelheiten. Jene seltenen Laienpredigten, die auf keinen Fall zu entbehren wären, würden Seelsorge an der Gemeinde als solcher treiben. Sie würden getragen sein von dem klaren Bewußtsein, daß nur allgemeine sündhafte Richtungen, die vielleicht in einzelnen besonders erschütternden Handlungen zu Tage getreten sind, vor der ganzen Gemeinde gestraft werden müssen. Verirrungen, die immer sich finden, und die individuell bleiben, würden der Seelsorge überlassen. Klaus Harms hat einmal die Frage aufgeworfen, ob die Predigt nicht überhaupt unberechtigt und am Untergange des Christentums mit schuld sei. Als Grund dafür giebt er unter andrem an, daß ihr die „Allgemeinheit" fehle. Diese Vermutung eines der bedeutendsten Prediger verdient alle Beachtung. In der That, alle die Einzelheiten, die jetzt, wo die Predigt alles leisten, auch die Seelsorge ersetzen soll, ganz naturgemäß und in der besten Absicht in ihr zur Sprache kommen, machen es ihr in vielen Fällen unmöglich, die ganze versammelte Gemeinde zu fesseln. Wenn man sich in der Predigt darüber beschwert, daß „die Hausfrau oft eine Ausfrau" ist, daß die Dienstboten arbeitsscheu werden, daß die Bettelei die Wohlthätigkeit mißbraucht, daß die Herren sich nicht genug um die Arbeiter kümmern, daß die Arbeiter immer unwissender und undankbarer werden — so läuft man Gefahr, mit diesen und ähnlichen Einzelheiten einen großen Teil der Zuhörer zu ermüden. Sie leben gar nicht in den Verhältnissen, von denen man spricht. Sie sind gekommen, einmal der Sumpfluft des Alltäglichen zu entgehen und in dem reinen Aether der Lebensgemeinschaft mit Gott zu atmen. Und sie sagen sich: Dergleichen Dinge überwindet man nur dann, wenn man sie im einzelnen Falle, von Angesicht zu Angesicht, und durch stete seelsorgerische Erziehung und Einwirkung bekämpft. Treten sie als wirkliche Macht im Leben der Gemeinde auf, dann mag etwa eine Bußtagspredigt darüber Gericht halten und die ganze Gemeinde zu ihrer Bekämpfung auffordern. Wenn man aber jeden Sonntag fürchten muß, dergleichen zu hören, so geht man mit einem gewissen Bangen oder gar nicht in die Predigt. Man sagt im Stillen den Predigern: Laßt euch mit diesen Dingen nicht immer wieder ein und erweckt den Glauben, die Liebe und die Hoffnung; kommt das neue Leben, so fallen die dürren Aeste von selbst ab.

Gelänge es wirklich, die Gemeindeseelsorge, die wir für notwendig erachten, ins Leben zu rufen, so würde durch diese Arbeit auch die christliche Erkenntnis in der Gemeinde wachsen. Die religiös und sittlich tüchtigeren der Gemeindemitglieder, die sich der andern annehmen, müssen ja in diesen vor allem die richtige Lebensanschauung begründen. Sonst können sie ihr Leben nicht bessern. Sie halten ihnen aber keine Predigten, sondern sie belehren sie von Fall zu Fall. Sie führen sie damit so weiter, daß sie folgen können. Rothe sagt einmal, man könne durch Predigten im Volke die christliche Erkenntnis nicht begründen. Die Ungebildeten könnten nur durch katechetische Unterweisung weiter geführt werden. Bei einer wirklichen Gemeindeseelsorge ist diese Unterweisung von selbst gegeben. Und zwar in vielen Fällen besser, als theologisch gebildete Lehrer sie bieten können. Männer, die im praktischen Leben stehen, sind in der Beweisführung ad hominem, auf die es hier ankommt, meist unendlich viel gewandter, als wir Theologen.

So scheint denn das Gemeindeprinzip zur Anschauung der Sekten zu führen, die ein besondres geistliches Amt nicht dulden, sondern meinen, nur wen der Geist Gottes treibe, dürfe in der Gemeinde thätig werden. Es scheint, daß in seelsorgerisch selbstthätigen Gemeinden wir Theologen ganz entbehrlich würden. Man könnte nur zugestehen, daß man es in einzelnen Gemeinden wegen ihres religiösen, sittlichen und Bildungsstandes noch nicht umgehen könne, berufsmäßige Seelsorger, eben Geistliche, anzustellen. Diese wären dann gleichsam Missionare. Sie hätten die Aufgabe, sich selbst so bald als möglich entbehrlich zu machen und die Gemeinden dahin zu

bringen, daß sie auf ihren eignen Füßen stehen könnten. Die Forderung aber, daß der Geistliche die Gemeinde, d. h. alle ihre Mitglieder, an religiöser und sittlicher Tüchtigkeit übertreffen und mit seinem Leben die ganze Gemeinde nähren soll, ist auf jeden Fall abzuweisen. Alle demütigen Geistlichen würden ohne Zweifel sofort ihr Amt niederlegen, wenn ihnen gesagt würde: Gewissenhafterweise könnt ihr es nur behalten, wenn ihr jener Forderung entsprecht. Ich preise die Gemeinde glücklich, in der einmal annähernd, aber eben nur annähernd, das Ideal erreicht ist, daß ihr Pastor an religiösem und sittlichem Lebensgehalt seine Gemeindemitglieder übertrifft. Meinerseits aber bekenne ich offen, daß ich manchem armen Mütterchen gegenüber, mit dem ich in seinen letzten Augenblicken gebetet habe, auf das tiefste davon überzeugt worden bin, daß jene Forderung ein Ideal ist, auf dessen Verwirklichung wir nur in Ausnahmefällen rechnen, daß wir also auf sie das geistliche Amt nicht gründen können. Wird sie dennoch zu dem Prinzip gemacht, mit dem man das Bestehen eines besondern geistlichen Amtes rechtfertigt, so führt das zu den größten Gefahren. Die einen unter den Geistlichen werden zur Ueberhebung verleitet, die den Fall zur Folge hat. Die andern erschöpfen sich. Die Dritten verzehren sich in Gewissensangst. Wir stehen also in der That vor einem großen Problem, dessen Lösung für die Gestaltung des kirchlichen Lebens von der größten Bedeutung ist. Der Wert des Gemeindeprinzips zeigt hier sich darin, daß es die Fragstellung zu voller Klarheit bringt.

Mit den schwärmerischen Sekten hat die katholische Kirche von ihrer Geburt an eine gewisse Verwandtschaft; nur daß sie das mechanisirt, was jene dem „Geist" zuschreiben. Sie gesteht den Gemeinden keine Selbständigkeit zu. Und sie sieht in den Geistlichen die Quellen des religiösen Lebens. Das sollen diese aber nicht durch ihre religiöse und sittliche Qualität, sondern durch das Salböl des Bischofs werden. Nicht aus dem Leben ihrer Seelen, sondern durch die wunderhaft von ihnen bereiteten Sakramente sollen sie den Gemeinden das Leben spenden. Wir Protestanten müssen auch das ablehnen. Wer das Leben spenden soll, der muß nach unserer Ueberzeugung irgendwie an ihm Anteil nehmen. Denn was lebendige Personen retten soll, das kann nicht in der Weise unpersönlich sein, wie die katholische Kirche das für möglich erachtet. Nach unsrer Meinung kann der religiöse und der sittliche Ernst nicht bestehen, wenn so das Heil in einen Mechanismus umgewandelt wird.

Die Lösung unsers Problems glaubt man in unsrer Zeit auf einem andren Wege gefunden zu haben. Man sagt: Nicht das Salböl des Bischofs, nicht seine alle Gemeindemitglieder übertreffende religiöse und sittliche Tüchtigkeit giebt dem Geistlichen das Recht, an der Spitze der Gemeinde zu stehen, sondern — seine rednerische Begabung. Man schwärmt mehr als je für die künstlerischen Virtuosen ersten Ranges; man will auch für die religiösen und Kanzelvirtuosen ersten Ranges schwärmen. Das Personalgemeindentum, das die Kirche zersetzt und in Flugsand umgewandelt hat, ruht zumeist auf dieser Vergötterung der natürlichen Begabung. Man weiß, bis zu welcher Entartung diese Richtung unsrer kulturseligen Zeit, die auch den Gottesdienst zu einem Kulturgenuß mißbraucht, anderwärts, z. B. in Amerika, geführt hat. Um Beecher hören zu können, ward endlich ein hohes Eintrittsgeld bezahlt, bis der vergötterte Mann ein beklagenswertes, nicht ganz aufgehelltes Ende nahm. Wer reden soll, muß natürlich reden können. Aber nicht bloß die Goethe und Schiller, sondern auch die Uhland und Geibel werden so selten geboren, daß man für die tausende unsrer Gemeinden ihrer niemals genug beschaffen könnte. Die Religion ist keine Naturbegabung, sondern eine Gestaltung des Charakters. Wer sie vertreten will, der darf seine Wirksamkeit nicht auf zufällige, natürliche Begabung, sondern nur auf seine Hingebung an den Willen Gottes gründen. Durch kluge Worte wird das Kreuz Christi verdunkelt, nicht erhellt. Dieses ist aber an sich so wunderbar und herrlich, daß zum Glück auch das Durchschnittsmaß der Begabung ausreicht, ihm die Seelen zu gewinnen.

So steht denn dies fest, daß weder die Priesterweihe noch eine alle Gemeindemitglieder übertreffende religiöse und sittliche

Tüchtigkeit des Charakters, noch auch eine außergewöhnliche Naturgabe dem Geistlichen das Recht verleihen, an der Spitze seiner Gemeinde zu stehen. Natürlich muß der Geistliche an Begabung und Charakter der Besten einer sein. Sonst wird er unter diesen nicht wirken können. Und wer überhaupt kein sittlicher und religiöser Charakter ist, dessen Wirksamkeit im Gebiete der Sittlichkeit und der Religion ist nur ein Frevel. Aber der spezifische, qualitative Unterschied des Geistlichen von den „Laien" ist ein andrer. Haben wir ihn gefunden, dann ergiebt sich von selbst, daß auch die bestorganisirte Seelsorgegemeinde, in der ausgezeichnet fromme „Laien" Gebet und Abendmahlsfeier aufrecht erhielten und ernste seelsorgerische Ansprachen zu rechter Zeit an die Gemeinde richteten, doch des studirten Geistlichen nicht entbehren könnte. E S

Rede Robertsons über eine frühere Schlußstunde der Geschäfte

Gehalten zu Brighton am 24. April 1849 vor einer von dem Verein zu Gunsten einer früheren Schlußstunde einberufenen Versammlung

Der Inhalt der mir vorliegenden Resolution ist folgender: „Diese Versammlung möchte in der Ueberzeugung, daß eine frühere und gleichmäßigere Stunde des Geschäftsschlusses allen Beteiligten Zeit zu sittlicher und geistiger Fortbildung gewähren würde, allen Kaufleuten 8 Uhr als Schlußstunde für das ganze Jahr empfehlen, wie denn die Teilnehmer ihrerseits sich verpflichten, alle Einkäufe vor 8 Uhr des Abends zu machen und auch ihre Dienstboten dazu anzuhalten."

Es ist ein großer Unterschied zwischen dem theoretisch Wünschenswerten und dem praktisch Erreichbaren. Unser Enthusiasmus wird nur zu häufig durch die Erfahrung Lügen gestraft. Er schaut mit zu kühner, zu sanguinischer Hoffnung in die Zukunft. Aber Schwierigkeiten erheben sich, und das, was eben so leicht erschien, wird zur Unmöglichkeit. So ist es fast mit jedem Unternehmen, wie mit dem Leben überhaupt. Das, was das Leben uns lehren muß, ist dasselbe, was wir lernen müssen, wenn wir in bergiger Gegend reisen. Wir müssen vor allem die Entfernungen schätzen lernen. Der Reisende sieht den Gipfel des Berges in der Abendsonne erglänzen, und er scheint dicht über ihm zu liegen. Da beschließt er, diesen Berg am nächsten Morgen zu besteigen und vor dem Frühstück wieder unten zu sein. Aber am nächsten Tage findet er, daß zwischen ihm und dem Fuße des Berges reichlich zwei Wegstunden liegen, und daß er, dort angelangt, fünf oder sechs weitere Stunden braucht, um den Berg selbst zu besteigen, und wohl die Hälfte dieser Zeit, um zurückzukommen, sodaß es ein Glück ist, wenn er wieder da ist, ehe die Nacht hereinbricht. Genau so ist es mit jedem menschlichen Beginnen. Unser erstes Bild des zu Erreichenden ist weit verschieden von dem, was das Errungene uns bietet. Wir beginnen mit glänzenden Erwartungen und finden, daß sie sich nur sehr langsam verwirklichen. So bekommt das Leben nach und nach ein ernsteres, ein traurigeres Gepräge. Wir finden, daß zwischen unserm Ideal und seiner Verwirklichung ein riesengroßer Unterschied ist. Es zeigt sich, daß, was wir für die Arbeit von Tagen hielten, die Arbeit von Monaten ist, daß, was uns als Arbeit von Jahren erschien, Jahrhunderte der Arbeit beansprucht. So wird der Mensch Schritt für Schritt enttäuscht — angezogen durch die Hoffnung einer helleren Zukunft, die sich doch hienieden niemals erfüllen wird! Ich glaube, die Lehre, die jede Erfahrung, die das ganze Leben uns giebt, ist die, sehr wenig zu erwarten — denn es werden sich nur wenig menschliche Erwartungen erfüllen — reichlich zu säen und sich mit einer sehr kleinen Ernte zufrieden zu geben.

Glücklich der Mann, der nicht durch Enttäuschungen gänzlich gebrochen wird! Ja, glücklich der Mann, denn der Zweck solcher Erziehung ist nicht der, ihn zu entmutigen, sondern der, daß er fortan ruhiger fortarbeite, mit weniger Anfällen eines ungleichmäßigen Enthusiasmus — den Blick fest auf die Zukunft gerichtet.

Ich schicke diese Bemerkungen voraus, weil sie auf

den vorliegenden Gegenstand besonders anwendbar sind. Dieser Gegenstand, die Einführung einer früheren Stunde des Geschäftsschlusses, ist anfangs von vielen sehr warm aufgegriffen worden, die dann kühler geworden sind und ihn nun gänzlich haben fallen lassen. Vor zwei oder drei Jahren fand hier eine große Versammlung statt, die denselben Zweck verfolgte wie die heutige. Gar manche, die damals sehr enthusiastisch und eifrig waren, sind nun lau und verzagt. Ihre Erwartungen haben sich nicht erfüllt, vieles, das sie erhofften, ist nicht erreicht worden, es haben sich Schwierigkeiten erhoben, die man nicht voraus sah; so war die Folge, daß viele wieder in Kälte und Gleichgiltigkeit verfielen. Darum meine ich, daß der Ton, den wir heute abend anschlagen, ein ruhiger und nüchterner sein sollte.

Es ist sehr leicht, unsern Gegenstand in den glänzendsten Farben zu schildern. Ja es läßt sich kaum etwas Leichteres denken, als die Sache so darzustellen, als ob die jungen Leute ungestüm nach geistiger Erkenntnis verlangten, als ob sie unter körperlichen Schwierigkeiten zu leiden hätten, als ob sie sittliche Besserung brauchten und ersehnten. Das ist darum so unendlich leicht, weil ein gut Teil Wahrheit darin liegt; es ist so unendlich leicht, weil es zum Ueberfluß auch noch populär wäre. Aber ich bin nicht hier, um zu sagen, was populär ist, sondern um zu sagen, was wahr ist. Ich bin nicht hier, um zu sagen, was einen Ruf des Beifalls gewinnen würde, sondern um das zu sagen, was praktisch und nützlich ist. Der Zweck, um des willen wir uns heute abend hier zusammengefunden haben, ist ein doppelter: wir wollen beschließen, „daß eine frühere und gleichmäßigere Stunde des Geschäftsschlusses allen Beteiligten Zeit zu geistiger und sittlicher Fortbildung gewähren würde," und ferner „möchte diese Versammlung allen Kaufleuten während des ganzen Jahres 8 Uhr als Schlußstunde empfehlen und verpflichtet sich, ihre Einkäufe dementsprechend zu besorgen." Der Gegenstand ist ein durch mancherlei Schwierigkeiten verwickelter; und obwohl es leicht wäre, diejenigen, die dieser Bewegung entgegenstehen, anzuklagen, so fühle ich doch, daß sich für beide Seiten der Frage manches anführen läßt, und bitte darum die Anwesenden, mich vorurteilslos anzuhören.

Wenn wir die Sache recht betrachten, so unterscheiden wir dreierlei: das Wünschenswerte, das Schwierige und das Mögliche.

In Beziehung auf das Wünschenswerte ist, glaube ich, allgemein anerkannt, daß es wünschenswert wäre, die Geschäfte innerhalb kürzerer Zeit zu beenden. Es ist ein großer Unterschied, ob man diese Frage als Fabrikationsfrage oder als Handelsfrage betrachtet. Die Stundenfrage in der Fabrik ist keineswegs dasselbe, wie die Stundenfrage im Handel. Der Zweck der Fabrik ist, etwas zu erzeugen, und da läßt sich einwenden, daß in zehn Stunden nicht dasselbe geleistet werden kann, als in zwölf. Dagegen ist es nicht richtig, daß dieses Argument auch in Beziehung auf den Handel seine Geltung behält. Der Zweck des Handels ist nicht der, Material zu erzeugen, sondern Kunden zu bedienen, und wenn Sie selbst diejenigen Läden herausgreifen, in denen am meisten gearbeitet wird, so werden Sie dennoch nicht einen einzigen finden, in dem es nicht fünf und zehn Minuten, halbe und ganze Stunden gäbe, in denen sämtliche Angestellte auf Käufer warten. Addiren Sie jene fünf Minuten und halben Stunden, und Sie werden finden, daß die Zeit, die durch das Bedienen nach einer gegebenen Stunde, sagen wir 8 oder 9 Uhr, in Anspruch genommen wird, dadurch mehr als reichlich ersetzt würde. Wären jene Kunden vor 9 oder 10 Uhr gekommen, so hätten sich zu ihrer Bedienung Leute und Zeit genug gefunden. Es wird das wohl niemand in dieser Versammlung bestreiten. So werden wir denn alle darüber einig sein, daß diese Arbeit in kürzerer Zeit geschehen könnte. Daß sie, wenn sie so gethan werden kann, auch so gethan werden sollte, wird wohl ebenfalls zugegeben werden; die Resolution giebt den Grund an: „daß eine frühere und gleichmäßigere Schlußstunde allen Beteiligten Zeit zu sittlicher und geistiger Fortbildung gewähren würde."

Auf die physische Notwendigkeit früheren Schließens werde ich nicht eingehen. Es ist dies eine medizinische Frage, und

ich glaube, daß die Mitglieder des ärztlichen Standes, die zu Ihnen sprechen werden, diesen Punkt mit mehr Erfolg beleuchten werden, als ich es thun könnte. Für das Vorhandensein der physischen Notwendigkeit bedarf es weiter keines Beweises, als den, die Arbeiter und Handlungsgehilfen auf ihrem sonntäglichen Spaziergang zu beobachten. Es liegt in ihrem Gang eine Mattigkeit und Schlaffheit, die einem Engländer nicht eigen sein sollte. In zweiter Linie ist die Sache zu geistiger Fortbildung nötig. Unser Zeitalter ist häufig das Zeitalter der Geldaristokratie genannt worden; der Adel der Geburt wird heute vielfach übersehen. Wir leben in einer Zeit, die das Gold vergöttert. In früherer Zeit war „Tugend" gleichbedeutend mit „Tapferkeit." Heute bedeutet in Italien das Wort virtù, wenn man es einem Manne beilegt, soviel als „Geschmack im Sammeln von Merkwürdigkeiten." In England sprechen wir von dem „Wert" eines Mannes im Gedanken an die Menge Geldes, die er vermittelst einer Art Anschwemmungssystem um sich zu sammeln wußte. Darum ist es für mich etwas Erfreuliches, heute eine Versammlung vor mir zu sehen, die sich gegen eine derartige Anschauung verwahrt. Diese Versammlung ruft es dem heutigen Tage entgegen, daß es für den Menschen doch noch etwas Erhabeneres giebt, als die Vergötterung des Goldes. Sie verficht die Anschauung, daß es in der Natur des Menschen noch etwas giebt, das geistiger und sittlicher Fortbildung bedarf.

Auf geistige Fortbildung will ich keinen allzu großen Wert legen. Es ist leicht möglich, daß man in diesem Punkte übertreibt. Man kann nicht behaupten, daß sich die jungen Leute alle nach geistiger Fortbildung sehnen. Die jungen Leute des Handelsstandes gleichen denen höherer Stände, und ich glaube, daß es im Durchschnitt reichlich gerechnet ist, wenn man annimmt, daß auch in diesen Ständen einer unter zwanzig ernstlich nach geistiger Erkenntnis verlangt. Ich will zugeben, daß es auf dem Wege, diese Erkenntnis zu erlangen, keine wirklich unüberwindlichen Schwierigkeiten giebt. Männer, die durch Mängel der Erziehung und der Stellung niedergedrückt waren, haben sich zu jener geistigen Freiheit hindurchgerungen. Fergusson, Watt und Franklin sind edle Beispiele. Es giebt Menschen, die Geisteshelden von Geburt zu sein scheinen, die dazu geboren scheinen, sich ihren Weg durch Hindernisse zu bahnen, Menschen, die eine Schwierigkeit nur anzutreffen brauchen, so ist sie schon überwunden. Sie gleichen den Bäumen am Bergeshang, die nichts bedürfen, als einer dünnen Erdschicht, die den Felsen deckt, um ihre Wurzeln tief und fest hinein zu senken, die über sich nichts brauchen, als die klare, heitere, durchsichtige Himmelsluft, um ihre Aeste darin auszubreiten. Sie sind Riesen des Geistes und würden das Wissen unter allen Umständen erlangen; es ist ganz unmöglich, sie zu vernichten. Aber ich habe hier nicht für Menschen wie diese einzutreten. Die Masse besteht nicht aus lauter Geistesriesen, da sind weit mehr Kleinmütige und Schwache, exotische Pflanzen, die der Sorgfalt und Pflege bedürfen. Sie müssen gehätschelt und an die Sonnenseite gestellt werden. Geben Sie ihnen Gelegenheit, gewähren Sie ihnen Zeit, und es wird sich zeigen, daß sie zwar keinen besonders hohen, aber doch immerhin einen sehr achtbaren Grad geistiger Bildung erreichen. Ich möchte an ein Vorkommnis erinnern, das mir ein deutlicher Beweis dieser Thatsache zu sein scheint. Vor einiger Zeit beschlossen die hiesigen Tuchmacher, mit der Arbeit zu einer frühern Stunde aufzuhören. Etwa um dieselbe Zeit wurde das Athenäum in Brighton eröffnet, um den jungen Leuten Gelegenheit zu geistiger Veredlung und Unterhaltung zu bieten. Viele von ihnen machten sie sich gerne zu nutz. Aus Gründen, auf die ich jetzt nicht eingehen kann, sah man sich gezwungen, die frühere Schlußstunde aufzugeben. Fragen Sie nach den Folgen? Das Athenäum hatte damals 600 oder 700 Mitglieder. Bei dem Tuchhandel dieser Stadt sind, wie ich hörte, etwa 200 Gehilfen beschäftigt, ihrer 60 waren Mitglieder des Athenäums. Alle bis auf 10 zogen sich zurück. Doch will ich selbst darauf keinen allzu großen Wert legen, da ich weiß, daß in manchen Fällen von den Kaufherrn Zimmer gestellt, Bibliotheken geliefert wurden, und dies sie vom Athenäum

abwendig machte. Demnach bleibt das nach meiner Ansicht unbestreitbar, daß, wenn man Zeit zu geistiger Fortbildung gewährt, von seiten der jungen Leute der ernstliche Wunsch vorhanden ist, sie auch dafür zu benutzen.

Die Resolution spricht es ferner aus, daß eine frühere Schlußstunde zu „sittlicher Fortbildung" notwendig sei. Eine frühere Schlußstunde ist notwendig, um Muße zu gewinnen. Der Mensch ist nicht dazu geschaffen, um seine Zeit zwischen Arbeit und Studium zu teilen. Er bedarf außerdem noch der Erholung. Er, der das Auge erschaffen hat, breitete diese Welt voller Schönheit um uns aus und ließ uns in ihrem Anschauen solch unendlichen Genuß finden, — er, der uns die gewaltige Liebe zu Haus und Herd in das Herz legte, ließ uns auch das Glück und die Wonne häuslicher Liebe und Sympathie empfinden — er, der seine Jünger in die Wüste führte, um „ein wenig zu ruhen," schuf im Menschen das Bedürfnis der Ruhe. Und darum möchte ich die Sache gern auch von dieser tiefsten Erwägung aus betrachten. Die jungen Leute bedürfen nicht nur geistiger Belehrung, sie bedürfen auch der Muße, um sich den Vergnügungen, dem Genuß, der Geselligkeit, der Erholung hinzugeben. Mit darum ist der Sonntag den Menschen so notwendig. Er ist an erster Stelle nötig, um das Menschliche, an zweiter, um das Göttliche in ihnen zu pflegen. Zuerst um dem Menschen eine Ausspannung zu gewähren — das Bedürfnis darnach hat er mit jedem Tiere gemein; dann um das Göttliche in ihm zu entwickeln. Zuerst werden sie die Notwendigkeit der Ruhe empfinden, dann erst die Notwendigkeit der Anbetung fühlen. Es ist die Folge des späten Geschäftsschlusses, daß der Sabbath einzig und allein zum Ruhetag gestempelt wird, anstatt auch ein heiliger Tag zu sein. Es mag wohl sein Gutes haben, von der Entheiligung des Sonntags zu reden, zu sagen, daß am Sonntag keine Züge abgelassen werden sollten, daß die Bürger Londons ihr Heim nicht verlassen und die Handwerker Brightons nicht aufs Land gehen sollten. Das ist freilich leicht gesagt. Aber haben wir ein Recht zu der Behauptung, daß ein Mensch, der in der Woche keine Zeit zur Erholung fand, dies am Sonntag nicht nachholen dürfe?

Ich wiederhole nochmals, die frühere Schlußstunde ist notwendig zur sittlichen Fortbildung. Der Arbeit zu lieb mache ich einen Unterschied zwischen Arbeit und Beschäftigung, denn „Beschäftigung" ist noch keine „Arbeit." Die Beschäftigung hat gewiß ihren Segen. Sie bewahrt den Geist vor dem Verderben, vor der Selbstzerstörung. Der Mann, der nichts zu thun hat, ist eine unglückselige Erscheinung. Wenn er des Morgens erwacht, hat er fünfzehn Stunden Zeit vor sich, um sich selbst und der Gesellschaft zur Last zu fallen. — Aber „Arbeit" bedeutet mehr. Arbeit ist schöpferisch, sie erzeugt etwas, sie verleiht dem menschlichen Charakter Selbständigkeit, innere Stärke. Boswell erzählt uns mit der merkwürdigen Einfachheit, die ihm eigen ist, daß er, als er einst von einem Sturme erfaßt wurde, umherging und Frage um Frage an die Matrosen richtete, jeden bei seiner Arbeit störend, bis ihm zuletzt ein Matrose ein Tau in die Hand gab und zu ihm sagte: „Wir sind in Gefahr, und die Sicherheit des Schiffes hängt davon ab, daß jemand dies Tau mit aller Kraft festhält." Auf diese Weise war er beschäftigt, und der Sturm war vorüber, ehe er es sich dessen versah. Er hatte die ganze Zeit nur ein nutzloses Ding festgehalten. Sein Thun war „Beschäftigung," die „Arbeit" der Matrosen brachte etwas zu stande. — Der Handwerker ist ein Mensch, der Arbeit thut. Entweder bebaut er den Boden und erzeugt Nahrungsmittel, damit die Menschen etwas haben, wovon sie leben können, oder er nimmt rohes Material und macht Möbel oder andre zum Leben notwendige Dinge. Der Kaufmann hat keine „Arbeit" zu thun, er ist „beschäftigt." Denn das wird niemand behaupten, daß der Mann, der den ganzen Tag Bänder auf- und abwickelte, sie im günstigsten Licht zeigte und über den Ladentisch breitete, „gearbeitet" habe. Er war beschäftigt, denn er hat sich und die Gesellschaft vor dem Faulenzen bewahrt. Darum eben verlangen wir diese Stunden, damit die jungen Kaufleute von der Beschäftigung zur Arbeit übergehen können. Ihr jungen

Leute! Zu welchem Zweck fordert ihr den früheren Geschäftsschluß? Ist es nur, um die Beschäftigung los zu sein? Dann ist Brighton um sehr kleiner Ursache willen in Bewegung gesetzt worden. Aber die jungen Leute, die als Deputation zu mir kamen, sprachen von viel Höherem. Sie verlangten die Zeit nicht nur zur Erholung, sondern um zu arbeiten, um ihren Verstand zu schulen, um die große Pflicht zu erfüllen, die Gott ihnen auf Erden gab, auf daß ihre Seele, ihr Leib und ihr Geist vollkommen vor ihrem Schöpfer dargestellt werden könne.

Ich komme nun zu dem zweiten Punkte, den ich zu besprechen habe. Nachdem ich über das Wünschenswerte geredet habe, gehe ich zu dem Schwierigen über. Die erste Schwierigkeit wird durch die besondern Verhältnisse Brightons hervorgerufen. Brighton ist weder Fabrikstadt noch Handelsstadt. Brighton ist ein Ort, der von Fremden aufgesucht wird, um das Leben zu genießen. Etwa ein Drittel oder Viertel der Bevölkerung wird aus Fremden bestehen. Jeden Sonnabend strömt London Tausende aus, die den Vorteil der Seeluft genießen wollen. Jeder, den sein Weg zum Bahnhof führt, wird erstaunt sein, wenn er die Menge menschlicher Wesen erblickt, die der Stadt zuströmen. Und was ist die Folge davon? Eine große Zahl langt erst mit dem letzten Zuge an. Die Hotels, die Pensionen werden aufgesucht. Man braucht Lebensmittel, man schickt nach Vorräten; man ist dazu gezwungen. Wenn sich nun ein Händler weigert, so spät noch zu verkaufen, so ist eine der Schwierigkeiten, daß er einen lebenslänglichen Kunden für immer verlieren kann. Eine zweite Schwierigkeit. Die Leute gehen durch den Ort, durch die Hauptstraßen, und jeder Kaufmann weiß, daß dann, während der beiden letzten Tagesstunden mancher der Herumschlendernden, angelockt durch die in den hellerleuchteten Fenstern zur Schau gestellten Dinge, die Läden betritt und kauft. Es gehört für einen Kaufmann sehr große Prinzipientreue dazu, diesen Profit zu opfern, denn er ist auf keine Art anders einzubringen.

Doch weiter. Diese Stadt ist ein Sammelpunkt der Vermögenden, der Aristokratie. Darin ist ein großer Unterschied zwischen unsrer Stadt und Fabrikstädten. Ich habe Erkundigungen eingezogen und gehört, daß in Sheffield, Birmingham, Liverpool und andern derartigen Städten die frühere Schlußstunde leicht durchzuführen ist, ja daß sie sogar früher wie 7 Uhr durchgesetzt würde, weil eben in Fabrikstädten das Leben ein ganz andres Gepräge trägt. Da arbeitet einer dem andern in die Hände, da hat einer für die Bedürfnisse des andern Verständnis. Aber in Brighton und Cheltenham ist eine besondre Schwierigkeit vorhanden, die dadurch entsteht, daß die Einwohner teilweise der wohlhabenden Klasse angehören. Hier ist vieles anders, und wenige verstehen einander, und wenn wir darnach fragen, finden wir, daß es nicht so die Einkäufe jener Reichen selbst sind, die den Hauptanteil an dem Geschäftsbetrieb jener späten Stunden haben, als die Einkäufe ihrer Dienstboten. Und hier möchte ich ganz besonders den Hausfrauen ein Wort über etwas sagen, wovon sie ganz natürlicherweise nichts wissen können. Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, mich bei der Polizei zu erkundigen, und die mir gewordne Auskunft war von der schreckenerregendsten Art, weil sie eine traurige Geschichte erzählte, von den Folgen von etwas, das in gänzlicher Unwissenheit geschieht. Wenn die weiblichen Dienstboten oft in später Abendstunde noch ausgeschickt werden, so ahnt die Herrin nichts von den Folgen, weiß nichts von der Sünde und dem Elend, die so oft dadurch veranlaßt werden, daß sie ihr Mädchen so spät noch ausschickt, um Besorgungen zu machen. Ich bin deshalb nicht unwillig gegen die Hausfrauen und Herren. Es ist nicht Hartherzigkeit ihrerseits, sondern einfach Unwissenheit. Aber es ist etwas, das wir vor allem uns selbst, doch auch andern fest einprägen müssen:

> Man thut das Unrecht oft gedankenlos,
> So oft wohl, als man herzlos Uebel thut.

Ich gehe nun zu einer weitern Schwierigkeit über, die durch die gegen den Charakter der jungen Leute vorliegenden Bedenken hervorgerufen wird. Die hier zugegen

sind, sind nicht die Kaufherrn selbst, sonst würde ich vielleicht einen andern Weg betreten; die Anwesenden sind aber vielmehr eifrig bemüht, die Kaufherrn dazu zu bewegen, daß sie die Wohlthat einer frühern Schlußstunde gewähren. Nun werde ich darum nicht sagen, was populär wäre, sondern was dazu angethan ist, Gutes zu wirken. Vor allem ist das Gefühl weit verbreitet, daß von diesem Vorteil nicht so Gebrauch gemacht werden wird, wie es zu wünschen wäre. Alles, was in Ihren Leihbibliotheken verlangt wird, liefert den Beweis, wie selten Werke belehrenden Inhalts gelesen werden — und wie viel Romane! Und was noch schlimmer ist, die Polizei sagt uns, daß die Zigarrenläden eine schreckliche Ernte aus dem Gehalt der jungen Leute ziehen, daß das Billardspiel an der Tagesordnung ist, daß Gasthäuser und schlimmere Stätten überfüllt sind. Ich möchte dies den jungen Leuten dringend ans Herz legen. Es wäre besser, die Geschäftsstunden noch viel weiter auszudehnen, als noch Extrastunden für Ausschweifungen (die man so fälschlich Vergnügen nennt) zu gewähren, oder auch vielleicht nur zum Faulenzen, womit ein Mensch sich bei lebendigem Leibe begräbt. Es wäre besser für euer ganzes Wesen, physisch, moralisch und geistig! Hütet euch vor Augendienerei! Ich hörte von einem Kaufmann, der mehrere junge Leute beschäftigt, daß er, sobald sie sich unbeaufsichtigt wissen, kein Vertrauen in ihre Aufmerksamkeit im Geschäft haben kann. Die Anschauungen und die Handlungsweise ihrer Führer machen ja den jungen Leuten alle Ehre. Wenn sie den ihnen gebotenen Vorteil einer frühern Schlußstunde den Grundsätzen gemäß ausnutzen, die ihre Führer aussprechen, so wird auch diese Schwierigkeit verschwinden.

Es giebt jedoch noch eine letzte Schwierigkeit in dieser Beziehung. Es ist nämlich kaum möglich, auf künstlichem Wege ein Gesetz zu machen. Wir haben den Wunsch, daß die Läden um 8 Uhr geschlossen werden. Wenn dies Gesetz mit einem allgemein anerkannten Bedürfnis übereinstimmt, so wird es ebenso vorteilhaft wirken, wie jedes andre Gesetz auch. Wenn es aber dem Volke ohne diese Uebereinstimmung aufgezwungen wird, so muß es fehlschlagen, weil es eben nicht den Gefühlen und Wünschen der Allgemeinheit entspricht und alles durch die Gesetzgebung Aufgezwungene fehlschlagen muß. Als England den Schotten seine Episkopalverfassung aufzudrängen versuchte, war die Folge, daß die bischöfliche Verfassung gänzlich verworfen wurde, um dort wahrscheinlich nie wieder Gewalt zu erlangen. Als England versuchte, den Protestantismus zwangsweise in Irland einzuführen, war die Folge, daß der Katholizismus zur Landesreligion erhoben wurde. Nicht anders ist es mit dem einzelnen Menschen. Ein Gesetz ist auf dem Zwangswege nicht durchzuführen. Wir müssen von innen nach außen, nicht von außen nach innen fortschreiten. Ein Mensch, der ein unregelmäßiges Leben führt, sucht sich wohl durch äußere Regeln zur Ordnung zu zwingen. Er setzt sich hin und teilt seine Zeit ein und entwirft sich einen Plan, wie er handeln will. Da hat er nun alles aufs schönste auf dem Papier zusammengestellt, die Bücher, die er lesen will, die Dinge, die er zu thun gedenkt. Aber wenn Sie nach drei Monaten zu ihm gehen und nach dem Erfolg fragen, so hat er nichts Wirkliches aufzuweisen. Es war nur Gesetz, und kein Leben, darum mußte die Sache fehlschlagen. Ich muß daher sehr ernstlich gegen jeden Versuch, in dieser Sache den Zwangsweg zu betreten, protestiren. Ich verwahre mich gegen alles, was einer den Kaufherrn gemachten Vorschrift ähnelt. Ich protestire gegen jenen Versuch des Zwanges. Es ist mir vor ein paar Tagen gesagt worden, dies sei doch nichts andres, als eine Verschwörung gegen die Herren. Wir weisen dies im Namen der jungen Leute zurück, wir protestiren dagegen; wie wir uns auch gegen alles verwahren, was die Herren verächtlich machen könnte. Und mit ebenso viel Unwillen, als ich gegen den Versuch, unsre Sache durch Einwerfen der Fenster durchzusetzen, protestiren würde, lege ich gegen die Grundsätze des Ausschlußverfahrens Protest ein. Ich habe den Bericht einer Versammlung, die kürzlich zu Gunsten eines derartigen Vorgehens stattfand, in Händen. Ich lese ihn mit großem Bedauern. Ich verwahre mich sehr ernstlich gegen derartige Grundsätze. Erstlich,

weil sie das in erste Linie stellen, was in zweiter stehen sollte. Daß ein Kaufmann ehrlich ist, und daß seine Waren gut sind, ist ein genügender Grund, um mit ihm in Geschäftsverbindung zu treten. Aber wenn wir, obgleich er ein guter, sittlich makelloser Mann ist und bessere Waren führt, als sein Nachbar, einen Grund wie den, daß er einfach nicht thun mag, was wir fordern, zum Vorwand nehmen, um nicht mit ihm zu handeln, so stellen wir das in erste Linie, was in zweiter stehen sollte. Ich protestire wiederholt dagegen, weil es engherzig ist. Es giebt Männer, welche die nach meiner Ansicht allerdings irrige Meinung haben, daß die Einführung einer früheren Schlußstunde der Allgemeinheit wie den jungen Leuten schädlich wäre. Wir glauben, daß sie Unrecht haben; aber es ist doch immerhin ihre Ansicht! Ich frage nun, wie ist es möglich, wie kann man es begründen, wenn man auftritt und verlangt, daß wir das Ausschlußverfahren anwenden, weil ein Mann in dieser Sache nicht unsrer Meinung ist? Dürfte man sich dann beklagen, wenn jemand ausschließlich mit denen in Geschäftsverbindung träte, die seine politischen und kirchlichen Anschauungen teilen?

Und nun zu dem, was mir zum Schluß noch zu sagen übrig bleibt. Es sieht zwar zur Zeit alles schwierig aus, aber nichts unmöglich. Lassen sie mich klar aussprechen, daß unter all diesen Schwierigkeiten nicht eine ist, die der früheren Schlußstunde wirklich im Wege stehen sollte. Es ist mir darum auch ein Vergnügen, die Resolution in Vorschlag zu bringen, weil sie nicht die Sprache des Zwanges und der Diktatur redet, sondern nur empfehlen möchte. Sie verbindet uns, allen Kaufleuten 8 Uhr als Schlußstunde zu empfehlen. Es giebt Kaufleute, die ihre Pflicht den jungen Leuten gegenüber erfüllen; es giebt welche unter ihnen, die die Gehilfen als ihnen von Gott anvertrautes Gut ansehen und sie wie ihre Kinder behandeln möchten. Es giebt Kaufleute, die den jungen Leuten Zimmer eröffnen, Vorlesungen halten und sie auf jede Art zu belehren suchen. Fänden wir nur hundert solche, die Frage des früheren Geschäftsschlusses wäre gelöst.

Es ist möglich und ausführbar, diese Frage der öffentlichen Aufmerksamkeit aufzudrängen. Wir verpflichten uns nach der Resolution, unser Möglichstes zu thun, um eine so wünschenswerte Sache zu fördern, indem wir unsre Einkäufe vor Abends machen und auch die Vorsteher der Etablissements ersuchen, dasselbe zu thun. Wir wollen uns nicht nur in einem Augenblick der Begeisterung dazu verpflichten; wir wollen uns klar machen, daß es der Zunge nur zu leicht wird, etwas zu geloben, wenn das Blut in Aufruhr ist. In begeisterten Momenten geht man leicht eine Verpflichtung ein; aber wir wollen uns auch verpflichten, uns zu bemühen, die unendliche Bedeutung des Gegenstandes auch wirklich zu verstehen und unsrer Ueberzeugung dann voll und ganz nachzuleben. Laßt es uns wohl beherzigen, daß es noch höhere Ziele zu erlangen giebt, als eine frühere Schlußstunde. Was wir wünschen, ist nicht, daß ein strenges Gesetz unsere Grundsätze zur Ausführung bringt; wir wünschen vielmehr den Geist des Wohlwollens unter allen Ständen zu verbreiten, wir wünschen, um es mit einem Worte zu sagen, daß jeder die Wahrheit erkenne, die in dem Ausspruch liegt: „Aber unter einander ist einer des andern Glied." H v D

Bayreuth und die Religion des Grals

Uebersicht: 1. Bayreuth und die Wagnersche Kunst; 2. Der reine Thor, durch Mitleid wissend

1. Bayreuth und die Wagnersche Kunst

Am Schlusse der ersten Aufführung des Nibelungenringes in Bayreuth hat seiner Zeit Wagner gesagt: Ihr seht, was wir können. Wenn ihr wollt, so haben wir eine Kunst. Das Wort ist in verschiedenster Weise ausgelegt worden, aber die Auslegung, die Wagner viele Jahre zuvor selbst gegeben hat, ist nur wenigen bekannt geworden.. Als Wagner noch mit dem Anfange der Trilogie beschäftigt war, hat er Robert Franz gegenüber geäußert, er arbeite jetzt ein Werk ganz besondrer Art. Er wolle ein Theater bauen, um sein Werk in nie dagewesener Weise aufführen zu lassen, dann das Theater anbrennen, die Partitur hineinwerfen und sprechen: Die Kunst hat ein Ende. Die Sache ist verbürgt. Ich habe sie aus Robert Franz

eignem Munde zu einer Zeit, wo von Bayreuth und einem Wagner-Theater noch keine Rede war. Der Gedankenzusammenhang jener früheren und dieser späteren Erklärung ist unverkennbar. Nach der früheren Weise meinte Wagner, mit dem Nibelungenringe sei das letzte Wort gesprochen, ein Darüberhinaus gebe es nicht, die Musikgeschichte habe ein Ende. Nach der späteren Form ergiebt sich der Sinn: Wir haben den Beweis geliefert, wie hoch unsre Leistung über jeder andern steht. Eure Sache ist es jetzt, solche Kunst zu unterstützen und weiter zu bilden. Beide Aussprüche widersprechen sich nicht; vielmehr ist der zweite nur eine Erweiterung des ersten. Wagner beabsichtigte in der That, in Verbindung mit seinem Theater in Bayreuth eine Musikschule zu errichten. Er glaubte an die Zukunft seiner Musik. Jetzt scheint es freilich, als habe er mit seinem ersten Ausspruche mehr Recht gehabt, als mit seinem zweiten. Der Meister ist tot, von der Bayreuther Schule ist keine Rede mehr. Mit der Zukunftsmusik geht es rückwärts. Schon wagen Wagner-Vereine, gegen die Leitung des Direktoriums Einspruch zu erheben. Aber man hat ihnen schön den Standpunkt klar gemacht.

Das Theater besteht noch, und es wird nach wie vor von vielen Tausenden besucht. Es war der Zweifel aufgetaucht, ob sich das Unternehmen werde auf die Dauer halten können, und ob nicht, wenn alle Jahre gespielt werde, die Anziehungskraft nachlasse. Diese Befürchtungen haben sich, was die geschäftliche Seite der Sache angeht, nicht bestätigt. Der Zudrang zu dem Theater war im vorigen Jahre größer denn je. In der ersten Blütezeit konnte man sicher sein, kurz vor Beginn der Vorstellung immer noch ein Billet an der Kasse zu erhalten. Davon ist jetzt keine Rede mehr. Ich habe heroische Kämpfe von ganzen Scharen um zwei, drei Billets gesehen. Daß ein Platz unbesetzt bliebe, daran ist nicht zu denken.

Aber das Publikum hat ein anderes Gesicht wie früher. Es ist nicht mehr die andachtsvolle Gemeinde der Wissenden, es ist ein großes, buntes und zum Teil ausländisches Publikum. Bayreuth wird Mode. Die Sache breitet sich aus, aber sie verflacht sich. Es geht dort gerade so zu, wie in Oberammergau.

Man bemerkt in der Leitung das Vorherrschen der geschäftlichen Rücksichten. Sie verlangt von dem Künstler Opfer eines Ideals wegen, aber sie benutzt dieses selbe Ideal zu recht nützlichen Zwecken. Die Galerie über der Fürstenloge, die eigentlich für Künstler eingerichtet war, zu freiem Eintritt oder um ein Billiges, wird jetzt ans Publikum verkauft, Platz für Platz zwanzig Mark. Die Herren Ausländer werden mit größter Aufmerksamkeit behandelt. Es ist durch die Leitung Gelegenheit gegeben, an Restaurationen und Gasthäuser gepfefferte Preise zu zahlen. Der Realismus macht sich auch in Bayreuth bemerklich.

Aber auch beim Publikum. Die Zeit, in der man nicht wagen durfte, irgend etwas, und wäre es die Leistung des letzten Logenschließers, zu bezweifeln, ist vorüber. Die Kritik wagt sich heraus. Es giebt vermessene Musikanten, die sich nicht scheuen, öffentlich auszusprechen, man könne einen Tannhäuser oder Tristan wo anders ebenso gut, wenn nicht besser sehen als in Bayreuth. Man fängt an zu vergleichen und findet, daß die Leistungen des Wagner-Theaters weder einzigartig noch unanfechtbar seien. Und das ist auch wahr. Vom Orchester wollen wir nichts sagen. Einen solchen Klang, eine solche Einheit und Schönheit findet man sonst nirgends in der Welt. Aber was über der Erde geschieht, veranlaßt doch manches bedenkliche Kopfschütteln. Die Aufführungen des Tannhäuser waren zum Teil geradezu mangelhaft. In Bezug auf die Inszenirung, auf die man nach den Grundsätzen des Meisters doch besondern Wert legt, kommen ganz unbegreifliche Mißgriffe und Geschmacklosigkeiten vor. In den ersten Akt des Tannhäuser hat man nach der Pariser Inszenirung eine Allegorie eingeschaltet. Die drei Grazien erscheinen und zeigen im Hintergrunde Leda mit dem Schwane und andre schöne Sachen. Und diese drei Grazien erscheinen der Sittsamkeit wegen in weißen Talaren. Drei Grazien in Nachthemden, ein wundervoller Gedanke! Ei, laßt eure Grazien weg, wenn ihr nicht wagt, sie zu zeigen, wie sie sind, wozu freilich triftiger

Grund vorliegt. Im Parsifal ist die Inszenirung der berühmten Gralsszene geradezu komisch. Alles ist uniformirt — grau und rot. Der Zug der Ritter erscheint aus dem Hintergrunde nach dem Takte der Musik in langsamem Theaterschritt und läßt sich an der Außenseite der Oförmigen Tafel, in deren Innerm der Altar steht, nieder. Alle machen wie an Drähten die gleichen Bewegungen des Staunens oder des Ergriffenseins. Ein Zug von Jünglingen zieht in gleicher Weise zwecklos von rechts nach links, ein Zug von Knaben von links nach rechts, richtige Pensionate, die Kleinen voraus. Im Augenblicke der höchsten Weihe, wo Amfortas die rot erglühende Schale empor hebt, liegt alles mit dem Kopfe auf dem Tische, die vier Jünglinge, die den Gral trugen und geleiteten, streng symmetrisch verteilt auf den Stufen des Altars. Das Ganze hat das Aussehen einer — mit roten Früchten belegten Torte. Der Geist der Kundry, trotz wilden Aufbäumens von dem Zauberer Klingsor zu seinem Dienste gezwungen, steht dabei unbeweglich unter einer Tüte von weißem Mull. Ich kann mich nicht des Eindruckes erwehren, daß man in Bayreuth unter dem Einflusse eines greisenhaften, pedantischen Geistes steht.

Man wird sich auch nicht ernster Bedenken erwehren können, die sich gegen den Grundsatz der Wagnerschen Musik überhaupt wenden. „Wenn ihr wollt, so habt ihr eine Kunst.“ Eine Kunst ist es unzweifelhaft. Man thut Unrecht, sich mit Wagners Weise durch eine Spötterei à la Lindau oder ein Parteischlagwort abzufinden. Wem die Wagnersche Musik eine zu schwere Kost ist, und schwer verdaulich ist sie allerdings, der lasse sie stehen, schelte aber weder den Koch noch die, die sie vertragen können, und bringe sich nicht in die Gefahr, in die Reihe solcher Leute gestellt zu werden, die vor hundert Jahren dem Komponisten des Don Juan genau das vorwarfen, was man heute Wagner vorwirft: Herr Mozart lasse alle Instrumente auf einmal los und bilde sich ein, es sei Musik. Es kann unter solchen, die sich ernsthaft mit Wagners Musik abgegeben und die sich nicht einer vorgefaßten Meinung unterworfen haben, kein Zweifel sein, daß Wagner auch neben unsern großen klassischen Meistern ein Meister ist, ein wirklicher Künstler, ein Schöpfer neuer musikalischer Formen, ein Beherrscher des Orchesters, ein Harmoniker, Kontrapunktist einzig in seiner Art.

Eine Kunst ist, was er geübt hat, aber nicht die Kunst, sondern eben eine Kunst, und schwerlich die Kunst der Zukunft. Die Kunst Bachs war auch eine Kunst, das Ende, die höchste Blüte einer langen musikalischen Entwicklung. Ueber Bach hinaus giebts in der Richtung seines Stils nichts weiter. Bachs Fuge verstummt, und die kleine, klare, nach Rhythmus und Harmonie kindlich harmlose und faßliche Musik Haydns hebt an — und hat Zukunft. In der Geschichte der Architektur, der die Geschichte der Musik innerlich am meisten verwandt ist, zeigt sich nicht eine, sondern eine ganze Reihe von Renaissancen. Man greift immer wieder auf die klaren und schönen Formen des Altertums zurück, wenn ein Stil sich in seiner Weise ausgelebt hatte, nachdem sich z. B. die Spätgothik in willkürliches und sinnwidriges Krautwerk verloren hatte, nachdem die Renaissance in dem Bestreben, den Reichtum der Formen zu vermehren, beim Barockstil angekommen war, nachdem der Roccoccostil über der malerischen Bedeutung die architektonische Bedeutung der Linien vernachlässigt hatte. So haben wir auch in der Musikgeschichte nicht einmal, sondern wiederholt die Erscheinung zu verzeichnen, daß, nachdem der musikalische Stil in gewisser Richtung ausgebildet und zu hoher Blüte und Meisterschaft gebracht war, dabei aber auch Formen angenommen hatte, die in gewissem Sinne musikwidrig waren, zu den einfachen, in der Sache selbst liegenden Formen zurückgegriffen wurde. Ob wir jetzt gerade vor einer solchen Wendung stehen, weiß ich nicht; daß aber Wagners Musik keine Zukunftsmusik ist, daß sie nicht den Anfang, sondern — wenn sie gleich in mancher Beziehung befruchtend gewirkt hat und auch weiter wirken wird — das Ende einer Entwicklung bedeutet, läßt sich erkennen. Ueber Wagner hinaus giebt es in seiner Art nichts weiter, das ists, was er selber gefühlt hat.

Wagner ist der Komponist des Musikdramas; er wird mit Recht Romantiker genannt, insofern er das Bestreben hat, Musik mit einem bestimmten geistigen Inhalt zu schaffen. Den Umriß giebt ihm das gesungene Wort, das er unter Aufgebot aller Mittel des Orchesters kolorirt. Dieser Grundsatz gab von jeher zu einer ganzen Reihe von Einwänden Veranlassung, die bei dem großen Erfolge der Wagnerschen Musik zurückgedrängt waren, aber jetzt wieder hervortreten, Einwände, die wir hier nur kurz andeuten können. Wagner verlangt vor allen Dingen Wahrheit; dieser Wahrheit bringt er einen guten Teil des besten Besitzes der Musik, die musikalische Architektonik, den musikalischen Rhythmus, den Zusammenklang mehrerer Stimmen zum Opfer. Nun ist es ja richtig, daß es unwahr ist und dem Drama als solchem nicht entspricht, wenn das Wort nur die ziemlich gleichgiltige Beigabe eines musikalischen Satzes ist; aber ist Wagners Musikdrama wahr? Sind die Menschen, die dort auf den Brettern musikalisch deklamiren, Menschen von natürlicher Empfindung und natürlichem Ausdrucke? Gereichen die psychologischen Analysen, die das Orchester nebenher anstellt, dem Drama, das heißt der Kraft und dem Fortschritte der Handlung zum Nutzen? Das Gegenteil geschieht. Die Handlung schleppt sich mühsam vorwärts, alle Augenblicke erfriert sie zum lebenden Bilde. Hier gäbe es allerdings einen Fortschritt über Wagner hinaus, insofern nämlich, als man überhaupt nicht mehr singt, sondern nur noch empfindet, was das Orchester darzulegen haben würde. In der That kommt im Parsifal eine Szene vor, wo von drei Personen zwei absolut nicht reden wollen. — Man hat den Eindruck beim Hören Wagnerscher Musik, als lese man ein Buch mit ein paar Zeilen großgedruckten Textes über der Linie und zu jedem Worte eine Anmerkung unter der Linie. Mit der Linie wird hier das Podium gemeint. Aber können alle diese überreichen Mittel ersetzen, was der Sänger durch einen seelisch belebten Ausdruck ganz allein leisten könnte? Freilich müßte er dann Raum dazu haben. Wagner gewährt den Raum nicht. — Das Wagnersche Musikdrama hat einen schulmeisterlich-lehrhaften Zug. Dies ist ein fremdartiger, dem Wesen des Dramas widersprechender Zug. Es gehört die ganze Kunst des Tonsetzers dazu, um zu bewirken, daß man diese etymologischen, philosophischen und kunstgeschichtlichen Exkurse erträgt. Die Lehrhaftigkeit gipfelt im Parsifal, in dem im Grunde genommen nichts geschieht; denn es ist kein Drama, sondern ein Lehrgebäude, und zwar die Darlegung einer Lehre, die die That leugnet.

Dieser Parsifal ist des Meisters letztes Wort, er stellt die Besonderheit des Bayreuther Theaters dar, da er diesem Theater als höchste Weihe vorbehalten blieb. Ich möchte wohl wissen, wie viele von denen, die den Parsifal gesehen haben, eine Vorstellung davon gewonnen haben, was sie sahen. An den meisten geht die Sache traumartig vorüber. Es dürfte jedoch keinen unbefangenen Zuhörer des Parsifal geben, auf den das Werk nicht einen befremdlichen, unbefriedigenden Eindruck gemacht hätte. Ueber dies Urteil hilft alle Anerkennung musikalischer Schönheiten, poetischer oder gewaltiger Eindrücke nicht hinweg. Es ist unmöglich, zu einer unmittelbaren, freudigen Zustimmung zu kommen. Und dies ist denn doch der höchste und schönste Zweck der Kunst. Es ist gerade so, als wenn man eine bedeutsame und schwungvolle Rede aus einer Ferne vernimmt, in der man nur einzelne zusammenhängende Worte versteht. „Der reine Thor, aus Mitleid wissend" — wer versteht den Sinn dieses Rätselspruches?

So sind auch die Urteile, die man über den Parsifal hört, merkwürdig verschieden. Die begeisterten Anhänger preisen ihn als die Offenbarung der höchsten Wahrheit; mein Nachbar im Theater, ein litterarisch wohl unterrichteter jüngerer Mann, der mit den freudigsten Erwartungen ins Theater gegangen war, war ganz entsetzt und nannte dasselbe Werk den Gipfel der Unnatur. Vier Engländer hinter mir verließen nach dem ersten Akte entrüstet das Theater. Offenbar waren sie in ihren religiösen Empfindungen verletzt worden. Und ein Pastor des Bayreuther Landes empfiehlt seinen Gemeindegliedern den Besuch des Parsifal, in dem er offenbar den Eindruck der Weihe erhalten hat.

Der Parsifal ist nicht das Erzeugnis eines grilligen Geschmackes; er tritt mit dem Anspruche auf, eine besondre Lebensanschauung, eine neue Religion, die Religion der Ritter vom Geiste zu predigen. Was ist denn eigentlich, was will diese Religion des Grals? Sehen wir uns die Sache einmal etwas näher an. M A

Ragni

Roman von Björnstjerne Björnson*)

Vor uns liegt — in mustergiltiger Uebersetzung — der neueste Roman des großen Dichters von Thomas Rendalen (s. Probenummer der Christlichen Welt 1887). Ein Zusammenhang zwischen den beiden Werken findet statt nicht bloß dadurch, daß Rendalen, der Held des ältern Romans, auch in dem neuen wieder auftritt und auf den einen seiner Helden, Eduard Kallem, nicht unwesentlichen Einfluß übt, sondern mehr noch durch die Aehnlichkeit der Tendenz, das Streben des Dichters, dort wie hier durch die Gewalt seiner Kunst die Leser für seine religiös-sittlichen Grundanschauungen zu gewinnen. Ragni ist ein Protest gegen das Christentum der Dogmen zu Gunsten des Christentums der That, fast sagte ich, ein Protest gegen den Glauben zu Gunsten der Liebe.

Am Schluß des Buches sagt wieder und wieder der Pfarrer Ole Tuft, zwischen seinem Weibe und deren Bruder, die endlich mit einander und mit ihm sich ausgesöhnt haben: „Auf Gottes Wegen! auf Gottes Wegen!", und als der Schwager einwendet: „Aber ich teile deinen Glauben nicht," ruft er voller Eifer: „Nein, nein, nein! Wo gute Menschen wandeln, da sind Gottes Wege!"

Diese Frage: Wo sind Gottes Wege? ist eigentlich der Grundton der ganzen Geschichte. Gleich zu Anfang, wo wir Ole kennen lernen, den fünfzehnjährigen Sohn eines jüngst verstorbenen Bauern und Laienpredigers aus einem norwegischen Stranddorf, der jetzt das Gymnasium besucht, geht er, wie er dem ihm sehr unwillkommen begegnenden Schulfreunde Eduard gesteht, „auf Gottes Wegen," und bis zum Ende lautet so sein Ideal. Aber der Inhalt verändert sich. Zuerst bezieht er seine Vorstellung von Gottes Wegen aus pietistischen Traktaten; um gerüstet zu sein zu der Laufbahn eines Missionars bei den menschenfressenden Heiden, besucht er täglich in einem elenden Dorfe die Kranken, liest ihnen aus der Bibel vor, betet mit ihnen, verrichtet für sie die niedrigsten Dienstleistungen; kurz, in Selbstentsagung und Selbstabtötung findet er die höchste Pflicht. Nachher fordert die früh aufgekeimte Liebe zu Josephine, der Schwester Eduard Kallems, ihre Rechte; er giebt die Missionspläne auf und studirt Theologie; wir treffen ihn wieder als den treuen, aber dogmatisch strengen, glaubenseifrigen Pfarrer in einer mittleren Stadt Norwegens, unfähig zu dem ebendort ein Krankenhaus leitenden Kallem, dem alten Freunde, der ein hervorragender Arzt, ein aufopfernder Menschenfreund, aber auch ein entschiedener Freigeist geworden ist, irgend ein Verhältnis zu gewinnen. Endlich zerbricht unter schweren Kämpfen mit Josephine, die schon vor ihm den nur gewohnheitsmäßig dem Manne zulieb übernommenen schroffen Standpunkt verlassen hat, in der verzweiflungsvollen Angst um alles, was ihm teuer ist, in der Beobachtung größerer sittlicher Leistungen bei denen, die er bisher geringgeschätzt, höchstens bemitleidet hatte, seine Gläubigkeit, und wahrheitsliebend, wie er immer gewesen, predigt er alsbald auch von der Kanzel herab der erschreckten Gemeinde, daß er jetzt erst gelernt habe, was für uns alle das Erste ist. Nicht der Glaube ist das Erste; die Liebe lehrt uns, daß das Leben das Erste ist. „Gottes erstes Gebot an uns ist das des Lebens, der höchste Dienst, den wir ihm erweisen können, ist die Liebe zu den Lebenden." „Nie wieder sollen die Worte für mich das Vornehmste werden, auch die Zeichen nicht, das Höchste für mich ist fortan die ewige Offenbarung des Lebens." Jetzt kehrt er zu dem Vorsatz der Kindheit zurück: nicht als ob er wie Kallem den Glauben an Gott, an Geister verwürfe, als ob er nicht mehr beten könnte, aber „die Evolutions- und Fortschrittslehre auch im Religiösen klar zu legen, das war einer

*) Autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. Hamburg, 1891.

Mission wert, und die gedachte er zu übernehmen." „Den kleinen Dogmengott früherer Zeiten und seine Priester" galt es zu überwinden: „hier war ein gefährliches Bistum in Norwegen, das aus leicht erklärlichen Gründen frei stand."

Viele werden diesen neuen Glauben mit dem Leben als dem Ersten etwas seltsam und unklar finden, ebenso wie Björnsons politische Ideale es zu sein scheinen trotz der Leidenschaftlichkeit, mit der er für sie agitirt. Vielen wird Ole Tufts plötzliches Aussteigen aus „der geschäftigen Dogmenkutsche" durch seine Erlebnisse nicht genügend motivirt erscheinen; manchem ist ein Satz wie der: „Derjenige, dem die Liebe zu Gott zur Lebensbedingung geworden ist, verurteilt niemals," äußerst bedenklich; und die Behauptung, das theologische Studium hindere die Seele am Wachstum — in dem meines Erachtens ein gutes Körnlein Wahrheit steckt —, reizt einzelne zum Zorn. Auch das rein ästhetisch orientirte Urteil wird das eine und andre ablehnen. Die vorher mitgeteilte Einwendung Kallems in der Schlußszene: „Aber ich teile deinen Glauben nicht" ist in der Situation, nach dem was vorangegangen, ganz unmöglich, nicht minder unwahrscheinlich, daß ein Arzt wie Kallem, wenn er mit einem armen, verzweifelten Weibe nachts hinter ihrem im Säuferwahnsinn entwichenen Manne herrennt, ihr einen Vortrag hält über den Widersinn des Teufelsglaubens; Persönlichkeiten wie Ole Tuft und Josephine behalten etwas Fremdes; die Entwicklung geht mehrfach sprungweise vor sich; wir begleiten die Hauptpersonen oft weniger, als daß wir ihnen in großen Zwischenräumen begegnen.

Aber trotz solchen Ausstellungen wird kein Unbefangener Björnsons Ragni ohne dankbare Bewunderung des Dichters aus der Hand legen. Es braucht nicht die theologische und die medizinische Gelehrsamkeit zu sein, die wir bewundern. Da könnte man eher eine Konzession an den modernen Naturalismus beklagen, der nicht genau genug die Symptome und Erscheinungsformen einer schweren Krankheit, alle Vorgänge bei einer Operation beschreiben kann. Nein, ich denke an die Treue und Kraft, mit der Björnson die Situationen auszumalen weiß bis zu einer Lebendigkeit, die die Grenzen zwischen Erzählen und Sehenlassen aufhebt, gleichviel ob er die Hohlsee schildert, die nach einem furchtbaren Weststurm an der Küste Norwegens emporbrandet, oder ob er ein winterliches Ballfest beschreibt in der Stadt, wo Ole Tuft Pfarrer ist, ob wir einen „Fischzug" mitmachen in einem Seedorf oder eine musikalische Abendgesellschaft beim Doktor Kent zu Ehren des scheidenden alten Pastors Meek. Und nun erst die Menschen! Gerade die Nebenfiguren, die hier in so großer Zahl auftreten, sind von köstlicher Lebenswahrheit und Originalität. Der fette, alles wissende, von den Lehrern wie von Mutter und Tanten verzogene Primus omnium Anders Hegge; die fromme Bäuerin, Tufts Mutter, die nachher bei dem vornehm gewordenen Sohne lebend, den rechten Ton mit der Schwiegertochter und oft auch mit dem Enkelkinde nicht treffen kann, der blinde, gelähmte Wüstling Sören Kule, Ragnis erster Mann, der dafür, daß sie ihn verlassen, mit dem letzten Aufwande von Verstand dadurch Rache nimmt, daß er ihr nachzieht und durch das Entsetzen über seine Nähe den Keim zu dem tötlichen Leiden in ihr legt; der wunderbar geschickte und gescheite, aber persönlich widerwärtige und ebenso herz- wie glaubenslose Kristen Larssen, der, als die Unheilbarkeit seiner Krankheit festgestellt ist, sich weiteren Leiden durch Selbstmord entzieht; das muntere, untrennbare Ehepaar Pedersen, der menschenscheue Doktor Meek und sein durch Ragni innerlich aus der Verkommenheit geretteter Sohn Karl Meek. Freilich hoch über dem allen steht die lichte Gestalt der Ragni. Zwiefachen Ehebruchs verdächtig, ist sie nicht bloß eine liebliche Erscheinung, sondern eine Seele, so rührend zart, lieb und rein im Leben wie nachher im Sterben. Dabei ist der Boden der Wirklichkeit nie verlassen; es ist ein Mensch und kein Engel, für den der Dichter uns das Herz abgewinnt: viel ergreifender als der Gegensatz zwischen dem mittelalterlichen und dem modernen Ole Tuft scheint mir der zwischen dem Leiden eines Larssen und einer Ragni. Und so herbe ihr Schicksal ist, wir werden, solange wir an sie denken, doch nie ergrimmt und nicht verbittert; als Friedestifterin bewährt sie sich ja noch nach ihrem Tode, wie auch nicht sie jemals die Geschwister getrennt hatte. Trotz dem Erschütternden, das wir erleben, ist unsre Stimmung am Schluß nicht, wie bei den echten Naturalisten, ein öder Katzenjammer, sondern weihevolle Andacht mit dem Gefühl einer empfangenen Herzstärkung.

Die psychologischen Probleme, die „Ragni" bietet, sind so reich und so tief, sind mit so wunderbarer Kunst behandelt, daß ich nicht anstehe, das Buch zu den bedeutendsten Erscheinungen unsrer Zeit zu rechnen. Es hat mich viele male tief bewegt, ebenso andre durch das Leben hart gewordene Menschen; aber auch wer Björnsons Standpunkt fürchtet oder bekämpft, wird sich selten zum Widerspruch bewogen fühlen: der Dichter Björnson ist viel zu groß, als daß der theologische Agitator peinlich hervorträte. J

Verschiedenes

(Aus Steyr in Oberösterreich) Auf ein häßliches Beispiel römischer Unduldsamkeit möchten wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser richten. Die „Chronik der christlichen Welt" bringt gleichzeitig einen ausführlichen Originalbericht darüber.

Der Friedhof in Steyr ist Eigentum der beiden katholischen Pfarrkirchen daselbst. Bis 1891 wurden evangelische Christen dort mitten unter den katholischen in der Reihe begraben. Bei der im vorigen Jahre erfolgten Friedhofserweiterung ließen die katholischen Pfarrer ein Gräberfeld durch eine Mauer abtrennen und wiesen es den Evangelischen zur Benutzung an. Als aber am Totensonntag der evangelische Pfarrer dieses Stück für den Gebrauch seiner Gemeinde einweihen wollte und die beiden katholischen Pfarrämter gleichzeitig um die Erlaubnis ersuchten, in der Mitte des evangelischen Anteils ein goldnes Kreuz zu errichten, untersagten die Friedhofsbesitzer beides, Einweihung und Kreuzerrichtung, denn das Stück sei nicht nur für die Evangelischen, sondern auch für andre Nichtkatholiken und im Bedarfsfalle auch für Katholiken bestimmt. Daß sie bei der Annahme dieses Bedarfsfalles an die Beerdigung von Selbstmördern gedacht haben, ist eine zwar von ihnen später öffentlich zurückgewiesene, aber durch mancherlei Erfahrungen und Erwägungen nahegelegte Vermutung.

Die evangelische Gemeinde Steyr wird sich unter diesen Umständen entschließen müssen, den altehrwürdigen Friedhof, der selbst noch ein Denkmal aus der Zeit ist, wo ganz Steyr evangelisch war, zu verlassen und sich einen eignen zu schaffen. Wir bitten unsre Leser hierzu mit beizusteuern, da die Gemeinde auch sonst noch der Unterstützung bedarf, und erbieten uns gern zur Vermittelung der Gaben. R

(Verurteilung) Der elsässische Pfarrer Delsor, der in seiner Revue catholique jene fast unübertroffne Schmähung des Protestantismus verübt hat, die wir in Nr. 48 d. v. J. berichteten, ist vom Landgericht Mülhausen zu drei Monaten Gefängnis und den Kosten verurteilt worden.

(Kapitalistische Gemütsroheit) Unter dieser zutreffenden Ueberschrift berichtet die sozialdemokratische Sächsische Arbeiterzeitung in Nr. 294 vom 19. Dezember v. J. Folgendes: „Ein Pariser Spielwarengeschäft sendet gegenwärtig seinen Neujahrskatalog aus. Darin heißt es unter anderm: Art. 347. Eisenbahnkatastrophen, mit Tunnels, Zusammenstößen, Brückeneinstürzen, Entgleisungen. Reiches Lager von Opfern in allen Stellungen . . . . NB. Mit diesem letzteren Artikel ist der Preis des Spielzeuges bedeutend erhöht." — Wir halten bei dem, was wir Aehnliches erlebt haben, besonders nach dem Mönchensteiner Eisenbahnunglück, diese Verirrungen eines spekulativen Gemüts für durchaus glaubhaft; aber warum schont das Blatt hier und verschweigt den Namen des Geschäfts? R

(Das Vorwärts über die Lichtstrahlen) Wir haben gelegentlich uns mit den sozialdemokratischen „Lichtstrahlen" beschäftigt, wozu sie als „Blätter für volksverständliche Wissenschaft und atheistische Weltanschauung" herausforderten, aber dabei von ihrer völligen Wertlosigkeit kein Hehl gemacht. Interessant ist nun, wie das offizielle Organ der sozialdemokratischen Partei über die Lichtstrahlen urteilt, auch für die Frage „Religion und Sozialdemokratie" geradezu von Belang. Wir lesen nämlich daselbst: „Die Lichtstrahlen bringen wenig oder gar nichts Gründliches. Die breit angelegten Aufsätze von Balduin Säuberlich über »Die Bibel. Geschichte und Erklärung« benutzen nur einen Teil der Forscherarbeiten (hauptsächlich Lippert) und sind einseitig. Der Verfasser sollte aus Max Müller lernen; dann würde er auch nicht mehr so naive Dinge niederschreiben, wie, daß »das Wörtchen groß sich aus dem alten Wort gart = Grab entwickelt« habe. Auch ist die Forderung S. 53: »Der Leser möge sich (für das ohne Beweis Behauptete) auf uns verlassen, jeder Satz ist wohl erwogen und des Beweises fähig« — in einer gegen den Autoritätsglauben gerichteten Abhandlung naiv. Die Bezeichnung »Orthod—ochsen« zeugt von besonderm Geschmack. Eine längere Abhandlung von Hermann Teistler über »Freidenkerei und Realismus« ist oberflächlich und beinahe inhaltslos. Der ganze Standpunkt der Zeitschrift ist verschwommen; sie bringt den seichtesten Aufkläricht und will anscheinend mit möglichst vielen Freund bleiben. Mackay soll mit dem »Anarchisten« der »revolutionären Bewegung einen unschätzbaren Dienst erwiesen« haben. Sozialistische Schriften werden gelobt, bürgerliche gleichfalls. [Vergl. unsre Schlußbemerkung.] Einem Mitarbeiter, der den Freireligiösen beispringt, begegnet es, daß er die Katholiken und die Juden der preußischen

Landeskirche zurechnet. Die Religion wird nur als »Aberglaubensreligion« bekämpft. Wenn S. 74 behauptet wird, daß in Deutschland diejenigen, welche an der Echtheit des heiligen Rockes zweifeln, bestraft werden, so wünschten wir doch gerade für dieses Gebiet einen in seinen Behauptungen vorsichtigeren Mitarbeiter. Auf S. 170 wird der Standpunkt der Zeitschrift zum Materialismus so bezeichnet: »Allerdings stehen wir auf materialistischem Boden; den krassen Materialismus jedoch überlassen wir gern der modernen Bourgeoisie.« Deutlicher kann sich Unklarheit und Unreife nicht offenbaren. Die Rubrik »Aus der Zeit« enthält seicht Antipfäffisches, Pikantes und platt Unterhaltendes. . . ."

Der Hauptgrund für das Aburteilen des Vorwärts scheint doch, wie auch das Weitere zeigt, eine gewisse „politische Grundsatzlosigkeit" zu sein, die den Lichtstrahlen noch anklebt. R

(Rembrandt der Erzieher) hat nun die siebenunddreißigste Auflage erlebt. Leider aber hat der Verfasser, Dr. Langbehn in Dresden, seinen Freunden und Verehrern eine peinliche Ueberraschung bereitet, indem er ihnen — natürlich wieder ohne seinen Namen zu nennen — „Vierzig Lieder von einem Deutschen" schenkte. Wenn schon die gesucht ungewöhnliche Ausstattung mißfällt, so ist der Inhalt derart, daß irgend eine Staatsanwaltschaft die Beschlagnahme veranlaßt hat. Die Gedichte, die hierzu Ursache gaben, sind poetisch nicht einmal die schlechtesten; andre enthalten neben genialen Lichtpunkten recht Gewöhnliches. Der Erzieher des deutschen Volkes entpuppt sich aber als ein Prophet der Sinnlichkeit wie nur sonst einer, und er beweist nun, wie recht wir hatten, als Vertreter einer christlich-sittlichen Gesinnung und Weltanschauung diesem Reformator zu mißtrauen. (Vgl. unsre erste Besprechung in Nr. 14 v. J. 1890.) Es bleibt darum manches gute Wort im „Rembrandt" zu lesen, aber der germanische Gott, den das Buch predigt, ist nicht unser Gott, und der Humanismus, dem der Verfasser huldigt, ist nicht unser evangelisches Christentum. Der „Deutsche" singt von Christus,*) in großer Anbequemung an die kirchliche Sprache, wie auf dem nächsten Blatt von Dionysos; das mag Dichterart und Dichterrecht sein, aber qualifizirt ihn nicht als berufenen Erzieher unsers Volkes. R

(Zu unsern Preßzuständen) Der Kirchlichen Korrespondenz entnehmen wir folgenden Artikel aus einem neuen Fachblatt der Zeitungsschreiber „Das Recht der Feder," der den sittlichen Zustand der Zunft mit erschreckender Offenheit abkonterfeit:

„Ueberzeugung und Ueberzeugungstreue sind nun einmal Dinge, deren Stärke und Schwäche meist abhängt vom Befinden des Magens. Da wird man es in unsrer Zeit der rücksichtslosen Interessenherrschaft, die das Fressen oder Gefressenwerden jedem unbarmherzig jeden Tag vor Augen hält, der Presse nicht allzuschwer anrechnen dürfen, wenn sie von der allgemeinen Korruption ebenso angefressen ist, wie alle übrigen Erwerbe. Am Ende will auch der Journalist leben, und für jeden kommt einmal die Stunde, die ihn darüber nachzudenken zwingt, ob er sich den ungeheuren Luxus einer Ueberzeugung gestatten darf oder nicht.

So gleich kippt man ja nicht um. Man thut zunächst nichts gegen seine Ueberzeugung, man arbeitet lediglich für ein Interesse, das einem persönlich gleichgiltig ist und nicht immer unanständig zu sein braucht. Oder man versucht es bei den der eignen Ueberzeugung »nahestehenden« Blättern. Man fängt, wie Gretchen, mit einem heimlich an, und schließlich kennt man Bedenken überhaupt nicht mehr.

Es ist gar nicht nötig, daß jemand brutal vor uns hintritt und das Opfer unsrer Ueberzeugung von uns verlangt. So tragisch geht es bei uns gar nicht zu. Jeder sagt sich allein, da und da kannst du nur Geschäfte machen, Arbeit finden, wenn du in dem und dem Sinne thätig bist. Jeder macht das generaliter mit sich selber ab, und glücklich der, dem die Eierschalen der alten Journalistenmoral nicht mehr ankleben, der als ganzes Kind seiner Zeit sich der Preßindustrie in die Arme geworfen hat. Der hütet sich, eine Gesinnung überhaupt zu verraten. So lange es irgend geht, drückt er sich im Feuilleton oder im lokalen Teil herum, wenn das Blatt eine politische Tendenz vertritt. Was die andern in den andern Teilen des betreffenden Blattes thun, das verpflichtet ihn zu nichts. Tritt dann die Frage an ihn heran, eine verantwortliche Stellung einzunehmen und eine Tendenz mit seinem Namen zu vertreten, dann überlegt er sich, ob ein wenig Zuwarten nicht vielleicht noch eine bessere Stelle bringt, ob es schon ratsam ist, sich die weitere Laufbahn zu erschweren. Das ist heutzutage klug, wenn man nicht will, daß das bekannte Wort, das den Journalisten als einen »Hungerkandidaten« charakterisiren zu können glaubte, auf eigne Person nicht zutreffe.

Hungerkandidat! — O nein, das ist schon lange nicht mehr wahr. Seitdem es mit der Ueberzeugung aufgehört hat, nährt die Presse ganz gut ihren Mann, wenn er sich einigermaßen auf sein Geschäft versteht. Er muß eben »Blick« haben, »Brauchbares« liefern können, dann zieht er sein Geld von Heiden, Christen und Juden.

Geschäft ist eben Geschäft, und die Preßindustrie hat auch den Journalisten zum Geschäftsmann gemacht. Er selbst ist die Ware, mit der er handelt, er muß sich nur jedem Bedarf anpassen können. Das verschleiern zu wollen, wäre nutzlos. Die genanntesten unsrer Kollegen haben schon Wandlungen durchgemacht und durchmachen müssen, die wir die letzten sind, ihnen vorzuwerfen. Wir wollen alle leben, und jeder muß sich einzurichten suchen, so gut er kann.

Aber seins ist sicher! Unsre Widerstandsunfähigkeit nur hat die Presse zu dem machen können, was sie ist. Der einzelne Ehrliche, der widerstrebt, ist schnell ersetzt, und mit der Preisgabe seiner Existenz hat er nicht einmal sich genützt. Die kapitalistische Preßmache hat uns vollständig widerstandslos gefunden. »Friß oder stirb!« Das war die Alternative, vor die wir uns gestellt sahen. Mit dem einzelnen konnte und kann man machen, was man will. Wer fragt nach dem? Nicht einmal wir. Im Gegenteil. Ist er auf der schiefen Ebene endlich heruntergekommen, gestrandet, dann registriren wir ihn noch als den — sogenannten Redakteur!!"

*) Wir teilen das kurze Gedicht am besten hier mit:
Der du der Welten Leid auf dich genommen,
Der du zu uns hernieder bist gekommen,
Zu teilen unsrer Seelen Schmerz —
Befreier du von allem Schaden,
Du selbst mit Mühe einst beladen,
Entlaste unser armes Herz!

Zur Beachtung

Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt die Chronik der christlichen Welt, ein kirchliches Nachrichtenblatt. Man bestellt es für 1 Mark auf das Vierteljahr. Postnummer 1367.

Einbanddecken zu den fünf ersten Jahrgängen der Christlichen Welt sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen sowie unmittelbar von der Verlagshandlung zu beziehen. Desgleichen noch die Jahrgänge 1888 und 1890 selbst, geheftet für je 6 und 8 Mark, gebunden für 9 und 11 Mark. Der Jahrgang 1887 ist vollständig, vom Jahrgang 1889 das erste und zweite Vierteljahr vergriffen. Die Verlagsbuchhandlung kauft gut erhaltene Exemplare zurück.

Das Jahresregister für den Jahrgang 1890 folgt demnächst. Auch ist ein Gesamtregister für die ersten fünf Jahrgänge in Vorbereitung.

Probenummern der Chronik wie der Christlichen Welt sind jederzeit unentgeltlich von der Verlagshandlung zu beziehen.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. theol., Seminarkursus absolv., sucht Stelle als Haus- oder Institutslehrer im In- oder Auslande. Offerten an L. Haase, Arnstadt (Thüringen).

Chronik der Christlichen Welt

Postnummer 1367. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 52: Deutsche evangelische Landeskirchen: Herbstsession der vereinigten Kreissynoden von Berlin. Generalversammlung des Berliner Unionsvereins. Statistisches aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden. Die fünfte Gesamtsynode für Schleswig-Holstein. Der Ohrdrufer Beleidigungsprozeß. Meiningen. Das Mecklenburgische Kirchen- und Zeitblatt. Heidenmission: Der ärztliche Zweig der Basler Mission. Der Jahresbericht über die Mission der Brüdergemeinde. China. Japan. Evangelische im Auslande: Die Provinzialsynoden der lutherischen Kirche Frankreichs. Gottesdienst für Rekruten in Frankreich. Das Petersburger lutherische Generalkonsistorium. Römische Kirche: Geheimes Konsistorium. Ultramontaner Terrorismus. Römisches Ansinnen. Bestrafung klerikaler Angriffe auf den Protestantismus. Eine Organisation der katholischen Charitas. Innere Mission; Soziales: Der Brandenburgische Provinzialausschuß für innere Mission. Evangelisation in Berlin. Die lutherische Seemannsmission. Deutsche Lutherstiftung. Die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe. Verschiedenes: Französische Staatsschulen. Die Zahl der Theologen. Die Universität Heidelberg. Polnischer Religionsunterricht. Die „lückenhaften Stoffteile." Selbstmorde. Personalien.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Soeben erschien:

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik
des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen
Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen
von
Dr. Gustav Wustmann
Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig

Viertes Zehntausend

Preis gebunden 2 Mark